Blätter aus Prevorst.

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorst.

Achte Sammlung.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1837.

Inhalt.

Seite

Druckfehler in der siebenten Sammlung.

Seite	Zeile	statt:	lies:
1	8 v. u.	gen	gegen.
27	8 v. o.	verschlossenen	verschlossene.
54	8 v. u.	angelobte	angelebte.
123	2 —	diesen Erdstrichen	diese Erdstriche.
156	13 v. o.	Veroffenbarung	Voroffenbarung.
167	6 —	Welcher	Woher.
168	6 —	wovon	woran.

Das System der unsichtbaren Welt.

Nach den Lehren der Theosophen.

§. 1. Unter der unsichtbaren Welt verstehen wir nicht eine absolut unsichtbare; denn dieses ist nur die Gottheit an sich, außer ihren Offenbarungen; sondern eine solche, von der wir mittelst unserer niedern Sinnenwerkzeuge insgemein keine Wahrnehmung haben, die übersinnliche oder geistige. Ihr Daseyn wird eben deßwegen öfters bezweifelt, obgleich die Stimme Gottes im Herzen, die wir Gewissen nennen, als ein in der Sinnenwelt nicht begründetes Gesetz, ferner der bleibende Grund aller veränderlichen sichtbaren Dinge, und endlich das mannigfache Unheil des äußern Lebens davon Zeugniß gibt, wenigstens sofern die Gottheit selbst, die von ihr ausgegangenen Kräfte und des Menschen Inneres dahin gehören.

§. 2. Das für uns wahrnehmbare veränderliche Daseyn und seine Währungen pflegen wir Zeit zu nennen; was außer ihm liegt, mit seiner festern Dauer, Ewigkeit. Von dieser, als außer unserer

Erfahrung liegend, haben wir keine anschauliche, wesentliche Vorstellung, sondern höchstens eine von unserm Zeitbegriff nach Maaß und Beständigkeit abgenommene. Die Zeit ist ein Bild oder Schatten der Ewigkeit, als des wesentlichen Daseyns. Wie aber die Zeit aus der Ewigkeit hervorgetreten, welches mithin ihr Anfang gewesen, ob und welches Ende sie haben werde, von diesem Allen fassen wir von uns aus nichts.

§. 3. Das unsichtbare Wesen der Ewigkeit in seinem innersten Grunde ist Gott selbst, welchem wir nach der Sprache des Raums und der Zeit, als der uns allein zu Gebot stehenden, um uns nur einigermaßen einen annähernden Begriff von ihm zu bilden, dazu halb negativ, eine unermeßliche Weite, Tiefe und Dauer zuschreiben müssen, nebst der wesentlichsten Wesenheit und höchsten Geistigkeit, Ausdrücke, wovon genau genommen einer wieder den andern aufhebt. Am würdigsten nennen wir ihn, und er sich selber, das ewige Seyn, als die Ursache alles Daseyns außer ihm, das Wesen der Wesen.

§. 4. Das Faßliche von sich muß daher Gott selber darstellen. Die Selbstoffenbarung Gottes heißt das Wort oder der Sohn, durch welchen der Geist vom Vater ausgeht, und aus des Geistes entfalteten Kräften geht hervor das Unsichtbare, das nicht mehr Gott ist, die Geburt des Erschaffenen. Dieses sind Geister, Formen und Kräfte, von der Natur des

Lichts, als ihres göttlichen Ursprungs; denn Gott ist ein Licht.

§. 5. Gott ist die Liebe, und in dieser sollten nach seinem Willen alle aus Liebe von ihm hervorgebrachten Geschöpfe zu ihm und unter einander stehen. Wichen sie aus dieser Harmonie des Gehorsams und der Gegenseitigkeit, mithin der Güte, von dem höchsten Gut nach dem in ihm liegenden Gesetz ihnen anerschaffen, so offenbarte sich die Liebe als Eifer oder Zorn. Denn die Liebe kann nur ihr Verwandtes lieben; findet sie einen feindseligen Gegensatz, so zieht sie sich von ihm zurück, und sucht sich selbst, als die Güte, gleichwie jener sich selbst, aber als die Unliebe oder Bosheit sucht. Beide eifern dann um sich selbst; aber die Selbstsucht der Liebe eifert um das Gute, die Selbstsucht der Feindschaft um das Böse. In diesem Eifer entzündet sich ein Feuer, das die Liebe von der Unliebe trennt und beide umkehrt. Was in der Liebe Gütigkeit war, wird Zorn oder Abstoßen, und was in der Unliebe vorher Licht war, wird Finsterniß und Grimm. Da die Liebe allein nie aufhört, so zieht die Unliebe in ihrer Ausgeburt zugleich die Vergänglichkeit oder das Verderben ihrer selbst an.

§. 6. So sind in Gott, dem Unveränderlichen, rücksichtlich des Geschöpfs, das als solches vermöge der Freiheit, Gott oder sich selbst zu suchen, veränderlich seyn konnte, zwei polarische Eigenschaften offenbar geworden, die in sich durch das Band der

Güte eins sind: Liebe und Zorn. Die Liebe, die Licht ist, wirkt aus seinem innersten Wesen in das Geschöpfliche, so lange sie keinen feindlichen Gegensatz trifft; der Zorn, der Finsterniß ist, entdeckt sich in den Gegensätzen, wenn das verschmähte Licht von ihnen weicht, und durch den Mangel seines fortwährenden Einflusses das, was sie von dem Licht ihres Entstehens an sich haben (denn sie sind ursprünglich lauter Licht), sich verdunkelt und verbittert, mithin in sich selbst verdirbt. Weil aber die Liebe dennoch niemals aufhören kann, ihre Lichtstrahlen auszusenden, und bei deren gänzlichem Erlöschen das Geschöpf in sein Nichts zurückkehren würde, und die innere Verwandtschaft des verkehrten geschöpflichen Urlichts mit dem Urlichte des Schöpfers noch bleibt: so offenbart sich Gott an dem abtrünnigen Geschöpf als ein verzehrendes Feuer, wie er sich selber nennt. Je entfernter die Creatur von der göttlichen Liebe ist, um so brennender wird jene Gluth für dasselbe, vermöge des dickern Dunkels, worin es wie in einer hitzeleitenden Atmosphäre beschlossen ist. Diese Absonderung wird endlich die äußerste Finsterniß, der Grund der Hölle, des Todes und alles Verderbens; wenn aber die Finsterniß einen Zugang vom Lichte gewinnt, so wird die Finsterniß wieder in Licht, der Zorn in Liebe und der Tod in Leben verwandelt.

§. 7. Das Licht, welches das Leben ist, hat zwar seinen ewigen Bestand in sich selber; allein als Liebe

verlangt es einen gleichgearteten Gegensatz oder Gegenstand, worin es sich fassen, empfinden und bewegen könne. Dieser Gegenstand ist in der Gottheit selbst für den Vater der Sohn, für den Sohn der Geist; sofort für den Geistschöpfer das Geschöpf, und für die Creatur, als Gegenstand eines Wirkenden, alles Leidende oder Empfangende, das dann wieder wirkend für einen andern Gegenstand werden kann. In so weit ist auch die Finsterniß etwas Wesentliches, das gegenständliche Princip des Lichts, das aus ihm selbst als ein Coagulum seinen Ursprung nimmt. So heißt es daher: Im Anfang schuf Gott die Wesenheit des Himmels und die Wesenheit der Erde; welche letztere nämlich in jenem zuerst geschaffenen Himmelsstoff oder Lichtwasser (Feuerwasser) der Potenz nach schon enthalten war. Alles Geformte ist in so fern Finsterniß gegen das Formlose, alles Materielle gegen das Geistige. Es ist seine Fassung, sein Spiegel, worin es sich selber beschaut, sein Werkzeug und seine Masse, worin es wirkt und sich selbst erkennt. So lange diese Gegensätze zusammen in Uebereinstimmung bleiben, was in der Gottheit ewig und nothwendig geschieht, so ist die Finsterniß des andern Gegenstandes noch selber Licht, Liebe und Leben; weichen sie aber auseinander, was im Geschöpf gegen den Schöpfer und unter sich der Fall seyn kann, so wird sie je nach dem Maaße der Abweichung wahre Finsterniß, Tod und Grimm.

§. 8. Als Gott Geister mit Bewußtseyn schuf, so legte er ihnen ihren persönlichen, selbsteigenen Gegensatz, nämlich die Möglichkeit und die Wirklichkeit ihrer Fassung, d. i. einer Gestaltung, bei. Je mehr Möglichkeit und je weniger Nothwendigkeit ihnen hierin eigen war, um so höher, geistiger und gottverwandter waren sie, während wir jetzt an den grobmateriellen Dingen eine Fessel der Bildung wahrnehmen, aus welcher sie nicht heraustreten können. In dieser Gestaltung konnten sie nicht nur sich und Andern erscheinen, sondern auch sich nach dem Gesetz der Freiheit mannigfaltig fühlen, bewegen und bewegt werden, wirken und selig seyn. Denn aus dem freundlichen Gegensatz entsteht eine lebendige und belebende Rückwirkung; gleichwie (daß wir ein ganz geringes Beispiel nehmen) wir uns im Anthun eines reinen, wärmenden Gewandes wohl und aufgelegt fühlen. Demnach empfing jeder Geist seine eigenthümliche Körperlichkeit, in welcher er sich gefallen konnte, eine geistige Leiblichkeit, die ihm homogen war. Und so haben noch die Seelen, die aus dem Leibe weichen, ihre atomistische, mehr oder minder grobe Form, die aber insgemein blos ihres Gleichen sichtbar ist, und die Seele wird nicht in voller Vergänglichkeit und Kraft stehen können, ehe sie nicht ihr ewiges Gewand voll ewigen Lebens, den Leib der Auferstehung, angelegt hat.

§. 9. Als durch die Abtrünnigkeit der geistigen

Urgeschöpfe sich die Liebe Gottes im Zorn offenbarte, so wurde der lichte Gegensatz jener Geister, nämlich ihre Form und ihre Wohnung, aus dem Licht und der Gestalt in die Finsterniß und Ungestalt verschlungen, ihr göttlicher Friede in Haß und Grauen; denn sie wollten das Unmögliche der Selbstsucht. Die aber in der Liebe und Abhängigkeit von Gott beharrten, fühlten den Zorn blos in der verstärkten Wonne ihrer Freiheit, in der Bewunderung der göttlichen Gerechtigkeit und Allmacht, im Schrecken und Mitleid über den Fall der Gefangenen. Sie hatten einen neuen, aber nun gemischten und feindlichen Gegensatz, der von da an sich weiter durch die Zeiten vererbte, und eine ununterbrochene Aufgabe bis jetzt für sie, so wie für die Weisheit und Erbarmung Gottes selbst, geworden ist. Es gab nun in der Wirklichkeit Gutes und Böses, Licht und Finsterniß, Liebe und Zorn. Die Finsterniß aber, d. h. das Finstere (denn die Eigenschaft mag wohl als Negation oder Privation gedacht werden), ist so wenig eine blose Abwesenheit des Lichts, als der Zorn eine Abwesenheit der Liebe, das Böse eine Abwesenheit des Guten; sondern eine Substanz, ein verkehrtes Licht, und in gewissem Grade geschickt, das Licht erst sichtbar und wirksam zu machen, wie der Sonnenstrahl ohne die Erdatmosphäre uns weder leuchten noch wärmen würde, dafür aber auch, wenn diese sich verdickt, für uns erlischt oder unausstehlich brennt.

§. 10. Der Gegensatz also, wodurch das Licht, in welchem das Leben ist, Bewegung und Empfindung hat, und seine eigene Süßigkeit schmeckt, die bewegende Ursache des Lebens und seiner Wirksamkeit, nennen wir Finsterniß, oder das Dichte. Wiefern nun die Finsterniß herbe, sauer, bitter, wüthend und wallend, aller Unruhe und Widerwärtigkeit Urheberin ist, so ist und verrichtet das Licht das Gegentheil. Denn sobald es mit seiner Süßigkeit in die Finsterniß einfließt, so wird deren Unruhe gestillt, ihre bittere Säure und Herbigkeit versüßt, und ihre Todeseigenschaften in Leben verwandelt; wo es sich ihr aber entzieht, also daß sie auf ihre eigene Verkehrtheit beschränkt ist, auf ihre Noth und Bedürftigkeit nach dem allein selbstständigen Leben, da ist der bittere Tod vorhanden, oder sie wird unruhig, tobend und wüthend. Sofern aber dieselbe Finsterniß des herausgekehrten Lichtes noch mehr besitzt, so geht sie mit ihm eine friedlichere Verbindung ein, und ihr Sehnen und Wallen macht das Licht liebethätig und kräftig. Von ihm erfüllt, bringt sie je nach ihrer eigenen Stufe und Art mancherlei Leben und Gestalt hervor.

§. 11. Aus dem Schooße der unbegreiflichen Ewigkeit, in welcher Gott wohnt, und die Gott selbst ist, unanschaulich an sich für den Verstand auch der höchsten Geschöpfe, mithin absolut unsichtbar, ging hervor als ein harmonischer Gegensatz die erste, geistige Welt, sichtbar sich selber, und mit ihr die

nächsten Stufen des Raums und der Zeit nach der Unendlichkeit, sammt ihren Unterstufen oder deren Möglichkeit, abgerechnet was mit dem Wesen der Gottheit an Form und ausgesprochenen Kräften schon in seiner Ewigkeit vorhanden war, ist und ewig seyn wird, als göttlicher Gegensatz des eigenen väterlichen Wesens. Der Geist Gottes, der höchste werkzeugliche Wirker der Dinge, wird uns nach seinen Kräften vorgestellt unter dem Bilde eines siebenstrahligen Lichts. Als die kreatürlichen Ausflüsse und Ebenbilder dieser Kräfte würden diejenigen sieben Geister anzusehen seyn, welche einige ältere Pneumatologen um den Thron Gottes, also auf die Grenze der Endlichkeit stellen, und ihnen verschiedene Namen beilegen. Indessen bezeichnen diejenigen Stellen der heiligen Schrift, auf die sie sich berufen, mit dem Ausdruck: „die sieben Geister vor dem Throne Gottes," den heiligen Geist selbst in seinen wirkenden Ausgängen (Offenb. 1, 4. Cap. 3, 1. Cap. 4, 5. Cap. 5, 6.), und es müßten dieses zugleich Winke seyn für Dasjenige, was die Tradition hierin behauptet. Anderwärts werden sieben Engel angezeigt, die vor Gott stehen (Offenb. 8, 2; vergl. Luc. 1, 19. Tob. 12, 15.), welche eben dieselben zu seyn scheinen, die sonst Erzengel, auch große oder vornehmste Fürsten heißen (Dan. 10, 13. Cap. 12, 1. 1 Theſſ. 4, 16. Jud. 9.) *).

*) Man wird uns hoffentlich entschuldigen, wenn wir

Diese wären dann die eigentlichen nächsten Throndiener, während anderwärts die „Erzengel" auf der Leiter der himmlischen Hierarchie nach den überlieferten Systemen aus den jüdischen Schulen eine weit niedrigere Stufe einnehmen, da ihnen noch die „Throne, Herrschaften, Fürstenthümer, Gewalten rc." (Col. 1, 16. 1 Petr. 3, 22.) vorgesetzt werden. Jedenfalls liegt in der Zahl des siebenfachen Gottesgeistes der Urtypus der geschöpflichen Artung (Specification) bis in die Sichtbarkeit herab, worin solcher an demjenigen, was die Alten geocentrisch die sieben Planeten nennen, nämlich den Hauptkörpern unsers Sonnensystems, deren Wirkung auf unsere Erde am bedeutendsten ist, und näher noch an den sieben Farben und Grundtönen, sich erkennen läßt. Ob unter den eben erwähnten Ausdrücken (Throne, Herrschaften rc.) besondere Classen von Geistern zu verstehen sind, oder ob solche überhaupt nur die Mächte der unsichtbaren Welt mit ihren höhern und niedern Ordnungen bezeichnen, ist wegen Mangels zuverläßiger Auskunft nicht zu bestimmen, doch möchte das Zweite wahrscheinlicher seyn. Dagegen finden wir biblisch, außer dem siebenflammigen Geist der Geister und den sieben Erzengeln, zunächst dem

---

die Neulehre, daß die Juden ihre ganze Engellehre als einen Wahn erst aus dem Exil mitgebracht, selber für einen Wahn erklären.

Throne oder über und neben ihm schwebend, jene Seraphim, die Jesaias sah (Cap. 6.), mit sechs Flügeln, ihre Zahl selbst aber unbestimmt; von gewisser Zahl aber die vier Cherubim als unter dem Thron oder dessen Träger, obgleich auch in der Zahl zwei vorkommend (Hesek. 1, 5. ff. Cap. 10, 1. ff. Offenb. 4, 6. ff. 2 Mos. 25, 18. ꝛc.). Wenn die Seraphim, nach der Etymologie ihres Namens brennende Wesen, die Liebe und den Zorn Gottes andeuten und ausrichten, so sind die Cherubim Sinnbilder oder Repräsentanten seiner allmächtigen Weisheit, nämlich in ihrer Vierzahl, als dem Typus des Grundes der Schöpfung, wie die Dreizahl die des Schöpfers ist, und die aus beiden entstehende Siebenzahl die Artung des Geschöpflichen darstellt. Wir lassen hier die Zahlen 10 und 22, die in der Kabala näher erörtert werden, bei Seite liegen. Die vier Cherubim aber sind die eigentlichen Geister der Natur, die Cardinalwesen des Schöpfungsraums, die dann in weitern Geschöpfen ihre Nachbilder haben.

§. 12. Hiernächst folgen im weiten Raum der Unsichtbarkeit die übrigen Ordnungen der Engel. Nach dem Wink, den der Herr gibt (Matth. 26, 53.), wo er von zwölf Legionen Engel redet, nehmen die Pneumatologen zwölf Ordnungen oder Hauptchöre derselben an, die denn nach sechs Dimensionen oder den Radien der Kluge vertheilt (obgleich sie auf ihrem Standort nicht unbeweglich stehen) zweiund-

siebenzig Unterordnungen bilden würden, aber auch nach dem Lager Israels (4 Mos. 2.) sich unter ihren Fürsten (vier Oberfürsten) in die Vierzahl schaaren können. Dieses, wie der Rang unter ihnen selbst, ist uns verdeckt. Aber wir reichen nun niederwärts an die uns sichtbaren Kreise, auf welche die obern Welten ihren Einfluß üben, und zwar zunächst an die Fixsternkreise. Allen Fixsternen, die an sich wiederum nach der Siebenzahl geartet sind, sollen geistige Bewohner oder vielmehr Begleiter und Regenten zugetheilt seyn, und zwar nach den Zwölftheilen des sichtbaren Himmels zwölf Heere mit ihren Führern; doch ist bei den Lehrern dieser Dinge keine Gewißheit zu finden, ob dieses die zwölf Engelchöre selbst seyn sollen, oder ihnen nachstehende andre Wesen, die höchsten und mächtigsten der Astralgeister. Da eins wie das andere möglich ist, da der Name Engel sehr allgemein ist, da tausendmal tausend Geister dem Herrn dienen, und zehntausendmal zehntausend vor ihm stehen (Dan. 7, 10. Offenb. 5, 11.), so überlassen wir dieses ihm und denen, die sichere Kunde davon haben können. Vermögen wir über die uns sichtbaren Fixsterne selbst nichts Vollständiges zu erkunden, so wird ihr Unsichtbares uns um so mehr fürerst verschlossen seyn müssen. Wir gelangen nun an die uns nähere Welt, und lassen auch den ungeheuern Zwischenraum zwischen den Fixsternkreisen und unserm Sonnensystem, dieses große Meer der

Wasser über der Veste, mit seinen muthmaßlichen geistigen Bewohnern, die wieder ein eigenes Geschlecht ausmachen würden, unberücksichtigt.

§. 13. Indem nämlich die Gottheit im Anfang die gesammte Engelwelt erschuf, setzte sie in den Mittelpunkt unsers jetzigen Sonnenreviers den höchsten und gewaltigsten der Geister mit seinen Heeren, ihr herrlichstes Gegenbild, welchen man in seinem ersten Stande nach einem Wink der Schrift (Jes. 14, 12.) figürlich den Morgenstern oder Lucifer nennt. Zu ihm sollten die Strahlen ihres Lichts, ihrer Liebe und Wonne, durch alle Engelwelten und von ihm rückwärts über sie alle zur allgemeinen und unendlich sich mehrenden Seligkeit leuchten. Aber er fiel, und seine Schaaren mit ihm, und dieser Fall offenbarte die wahre Finsterniß und Schwere, in der Abkehr vom göttlichen Licht und seiner Geistigkeit. Ein großes Chaos mit durcheinander wallenden Elementen beschloß die Empörer; und als die Schöpferhand es neu gestaltete, fesselte sie diese Abtrünnigen mit unsichtbaren Ketten an unsern Planeten und in dessen Abgründe, und es gab jetzt ein Reich der Finsterniß und der Bosheit neben dem Reich des Lichtes und der Güte. Mit den verschiedenen Planeten und geordneten Elementen aber sollen, wie die Lehre der Ueberlieferung oder geheimen Erfahrung spricht, außer ihren leiblichen Bewohnern, auch geistige Vorsteher und Einwohner derselben erschaffen

seyn; was denn eben so wenig unglaublich ist, als daß auf Erden außer dem Menschen unzählige Thiere und Thierarten, bis auf die Insekten und Infusionsthierchen, die Länder und Elemente sichtbar bevölkern, ohne daß wir von vielen derselben den Zweck und Nutzen oder selbst ihr Daseyn kennen. Die obersten derselben sind nun die eigentlichen siderischen oder astralischen Geister, die man auch die olympischen nennt, die Beherrscher und Begleiter der Himmelskörper unseres Sonnensystems (außer deren muthmaßlichen leiblichen Bewohnern), also besonders der sogenannten sieben Planeten; und weil diesen letztern ein entschiedener, theils allgemein wahrnehmbarer Einfluß auf unsere Erde beigelegt wird, so lehrt man auch, daß ihren geistigen Regenten nach gewissen Zeiten oder Jahrhunderten eine wechselnde Herrschaft über die Erde zukomme. Von diesen Sterngeistern scheint einer der vornehmsten Theile der alten Mythologien seinen Ursprung genommen zu haben. Man behauptet auch, daß diese Geister, so wohl wie andere, dem Menschen erscheinen können, und gewissermaßen ihm unterthan seyen, weil nämlich Gott in ihm, als der letzten und höchsten Creatur der zweiten Schöpfung, sein seitdem verdunkeltes Ebenbild dargestellt habe, dem nach seiner Erneuerung, laut der heiligen Schrift, wieder Alles unterthan werde.

§. 14. Indem wir aber unserer irdischen Um-

gebung noch näher rücken, wollen wir hier nicht den Geist und die Seele des Menschen, als der unsichtbaren Welt allerdings und vorzugsweise angehörig, betrachten, weil darüber anderwärts ausführlich gehandelt wird, so wie vom Seelenzustand nach dem Tode, und von den unsichtbaren Räumen der Seligkeit oder Unseligkeit; sondern mit dieser Erwähnung uns begnügend wollen wir ein Weniges von den Elementargeistern aus den Schriftstellern anführen, die davon geredet haben. Es sollen nämlich in Feuer, Wasser, Luft und Erde verschiedene geistige, mit einem aus den feinsten Theilen des Elements gebildeten Körper wohnen, die große Aehnlichkeit mit dem Menschen haben und darum auch Elementarmenschen genannt werden. Sie können sich, wie man sagt, sichtbar und unsichtbar machen, fühlbar werden oder nicht, können feste Körper, wie Mauern und Felsen, durchgehen, und sind so ein Gemische von Geistern und fleischlichen Geschöpfen. Sie besitzen viele eigenthümliche Kräfte und Kenntnisse, womit sie von jeher den Menschen, die mit ihnen umgehen konnten, auch wohl ohne deren Wissen, gedient haben sollen. Sie sind theils guter, theils schlimmerer Natur, theils langlebend, aber sterblich, theils unsterblich. Viele mythologische Figuren, die Nymphen, Faune u. s. w. werden zu ihnen gerechnet. In jedem der vier Elemente unsers Planeten gibt es, wie es heißt, von diesen seltsamen geistleiblichen

Creaturen siebenerlei Arten oder Kreise, nach den sieben Weltkörpern specificirt, und dazu in der Erde noch drei andere, geringere Arten: Kobolte, als die schlimmsten, die mit dem Reich der Finsterniß Vieles gemein haben sollen, Bergmännlein und Zwerge oder Pygmäen. Die Alten haben jene Geister unter dem Namen der Genien (Dämonen) begriffen, und darunter wohl vorzüglich die Luftgeister verstanden, die vor andern von großer Weisheit, aber auch oft lügenhaft und unbeständig seyn sollen, und von denen man noch jetzt zuweilen Spuren findet, daß sie sich den Menschen nähern und ihnen mancherlei Dienste leisten. Hiemit wollen wir unsern kurzen Abriß der unsichtbaren Welt endigen, dessen Zweck dahin geht, zu erinnern, daß es ein Irrthum ist, wenn man die menschlichen Seelen allein für Geister hält und ihnen, wie vormals den Teufeln, alle Erscheinungen und übernatürliche Wirkungen zuschreibt, vielmehr der allmächtige Gott noch sehr viel Gattungen von Geschöpfen mit Verstand und Willen begabt in die Unsichtbarkeit gesetzt haben kann, und nach seinem Worte (z. B. Ps. 148. Hiob. 38, 7. Cap. 36, 2. 3.) wirklich gesetzt hat, die seine Güte genießen, zu seiner Ehre und seinen heiligen Absichten dienen. Doch hängen wir noch einen Auszug aus des Bergraths Retzels Schrift über diese Wesen (v. J. 1722) an, worin einiges Nützliche nicht verkannt werden wird.

„Wir wollen also in der Untersuchung dieser Geister von den untersten zuerst anfangen. — Die Zwerge, wo welche vorhanden, müssen an ihren Leibern vieles materialischen subtilen Wesens seyn, indem von ihren Wirkungen, Vermischungen und Vermehrungen Vieles erzählt, mitunter auch fabulirt wird. *) Wenn sie aber, wie es ihnen gefällt, erscheinen, auch wieder verschwinden, und verschlossene Thüren, Mauern und Felsen durchdringen können, so muß die Materie ihres Leibes sehr subtil und von ihrem inwohnenden Lebensgeiste gar geistlich gemacht seyn; daher sie auch weise und klug seyn und in den natürlichen geheimen Künsten viele Erfahrenheit haben sollen.

„Noch ist Vieles geschrieben von Geistern, welche man Feldteufel oder unreine Feldgeister, und andern auch, die man Kobolte nennt. Jes. 34, 14. wird unter andern deren Meldung gethan. Diese sollen gar arbeitsam seyn, auch einigen Leuten zuweilen dienen und große Arbeit verrichten. Diese müssen aus einer combinirten geistlichen Substanz des Erd- und Luftsalzes einen unsichtbaren Leib haben, worin sie wirken und arbeiten, auch wenn sie wollen in einer gewissen Gestalt erscheinen, auch wieder sich unsichtbar machen können.

---

*) Man vergleiche die Dichterwerke des Mittelalters, namentlich das Heldenbuch.

„Weiter hat man eine Art Geister, welche man Bergmännlein nennt; dieses ist nicht ohne Grund, und ist am meisten den Bergleuten bekannt, welche Visionen oder Empfindungen davon gehabt. Sie lassen sich selten in einer gewissen sichtbaren Figur sehen, mehr aber unter der Erde in den Gruben, wo die Bergleute arbeiten, hören, werden sonderlich in solchen Zeiten gehört, wenn Glück oder Unglück vorgehen soll; und wenn nächtlicher Zeit wenige, oder an Feiertagen gar keine Arbeiter in den Gruben oder auf den Hallen angefahren, so verrichten sie ihr Spiel und machen ein Getöne, als wenn Alles mit Arbeitern besetzt wäre, besonders auf solchen Gruben, wo was Gutes zu hoffen; daher es scheint, sie wollen mit solchem vorgestellten Getöne die Arbeiter veranlassen, daß sie daselbst fleißig arbeiten, und den Segen, welchen Gott dahin gelegt, gewinnen und an den Tag bringen sollen. Wenn diese nicht gereizt werden, pflegen sie Niemand zu verletzen; wer aber ihrer spottet oder seinen Hohn über sie hat, selbiger wird ohne ihre Verfolgung nicht bleiben, und im Ein- und Ausfahren öfters von ihnen gedrückt oder beschädigt werden. Und sind die Bergleute darin sehr verschwiegen, indem sie dafür halten, daß wenn Jemand zu seiner Verwarnung von ihnen gestraft wird, und derselbe alsobald, sonderlich vor dem neunten Tage, davon nachsaget, er sodann noch vor dem neunten Tage sterben müsse. Dergleichen Exempel

habe ich selber erlebt, gesehen und erfahren, daß Bergleute, welche gesund angefahren, krank wieder herausgekommen, und auf an sie ergangene Frage, was ihnen fehle, solches (vielleicht ohne Vorbedacht) von sich gesagt, nämlich das Bergmännlein habe sie gedrückt, oder so und so vorgehabt; worauf man inne geworden, daß solche noch vor dem neunten Tage, ungeachtet sie bis an ihr Ende gegessen und getrunken, dennoch gestorben, und nach ihrem Tode, da sie als Todte angekleidet worden, wie gekniffen und gedrückt an den mehrsten Theilen ihres Leibes ausgesehen. Andre Bergleute, wenn sie krank aus der Grube gekommen, haben das was ihnen begegnet verschwiegen, und sind einige Tage traurig gegangen, bald aber wieder genesen, und haben zu Zeiten wohl nach dem neunten Tage sich mehr über das Vorgefallene herausgelassen.

„Es mögen aber auch diese Geister oder Bergmännlein verschieden seyn, indem einige, wenn sie sich spüren lassen, oder erscheinen, Unglück, wieder andre aber Glück bringen. Selten lassen sie sich in einer Gestalt sehen; welche aber in der Gestalt eines Bergmännleins mit einem brennenden Licht erscheinen, selbige bringen Glück, und zeigen an den Orten, wo sie sich sehen lassen, gute Anbrüche an. Die wenigste Zeit wird ihre Gestalt, aber wohl ein blaufunkelndes Licht, als ob Jemand auf den Stroffen damit hinfahre, von ihnen gesehen. Je heller nun das Licht

scheint, je bessere Hoffnung hat man von solcher Erscheinung; wenn sich aber Visionen von thierischen oder gar monstrosen Gestalten unter der Erde sehen lassen, solches bedeutet nichts Gutes, und pflegt groß Unglück darauf zu erfolgen.

„Noch ist eine Art Geister, welche sich zu den vergrabenen und unter die Erde versetzten Schätzen hinbegeben, solche lieben und verwahren, auch nicht gar gerne von ihnen weichen, mit dergleichen Schätzen auch allerhand Gaukelspiel treiben. *)

„Diese und alle andre elementarische Geister sind nicht, wie insgemein dafür gehalten wird, höllische Geister, sondern unsichtbare Creaturen, welche in dieser Zeit aus den Elementen entstanden, und ihr Leben wie auch ihren unsichtbaren Leib aus den Elementen haben, und nach des Elements Eigenschaft, worin sie prävaliren, am meisten auch geneigt und geartet sind. Einige lieben die Finsterniß mehr als das Licht, welche am meisten aus der Natur der Erde entstehen, auch in deren Höhlungen ihre Wohnungen suchen, und meistens auf der Erde nur zu nächtlicher Zeit wirken, nicht aber allezeit den Menschen Schaden zuzufügen suchen, leicht aber

*) Diese sind jedoch von den Seelen, die bei ihrem versteckten Geld oder Kleinoden umgehen, wohl zu unterscheiden, können sich aber bei ihnen befinden und ihr Leiden vermehren.

irritirt und dahin bewogen werden mögen, daß sie Unglück und Schaden den Menschen oder dem Vieh zufügen. Andre aber sind boshaftiger, vor welchen man sich mehr zu hüten, und überhaupt solcher Creaturen Gesellschaft oder Conversation, ob sie gleich nicht wesentliche Teufel oder Höllengeister sind, zu vermeiden hat, indem man leicht etwas versehen und von ihrem Umgang sich Schaden über den Hals ziehen kann.

„Es haben aber diese Geister zum Theil gern Gemeinschaft mit den Menschen, und wäre zu ihrer Conversation leicht zu kommen. — Da sie bei den Menschen in diesen Elementen wohnen, auch gleiche Wesenheiten wie die Menschen aus den Elementen mit an sich haben, und unsichtbar um und neben den Menschen sind, so können sie sich von den Menschen hören, auch wenn sie wollen sehen lassen, können mit den Menschen reden, und ihnen die verborgenen Kräfte und geheimen Wirkungen einiger natürlichen Dinge entdecken, sie zu deren Gebrauch unterweisen, auch in den Wirkungen elementarischer Dinge mit behülflich seyn. Denn in ihrer geistigen Wesenheit können sie alle Dinge durchdringen, solche probiren und erkennen, und davon den Menschen, mit welchen sie in Conversation stehen, Entdeckung thun.

„Von diesen Geistern, durch welche auch der Satan in ihrer finstern Qualität wirken und sein Spiel mit ihnen treiben kann, ist größtentheils die

Wissenschaft der Zauberei den Menschen kund gemacht. Denn alle Zauberei *) wird zwar durch natürliche Kraft und Wirkung vollbracht; sie wird aber auch, so weit sie dem Menschen zum Schaden gereicht, durch der Seele Impression in Macht der Finsterniß verrichtet. — Die Kunst der Zauberei zu wissen, wäre an sich nicht sündlich; selbige aber zu der Creatur Schaden oder in finstern Kräften zu gebrauchen, solches ist sündlich, weil alsdann der Satan in dem verdorbenen Willen des Zauberers vornämlich mitwirket. Alle Naturkündiger, je nachdem sie es weit in der Erkenntniß der Natur bringen, werden der Zauberei und ihrer Wissenschaften im Lichte der Natur kundig, müssen sich aber deren nicht anders, als es Gott und die gütige Natur zugelassen hat, bedienen, viel weniger solche ihrem Nächsten zum Schaden gebrauchen. Andern aber auch wird diese Wissenschaft von einigen Geistern, wie bereits erwähnt worden, geoffenbart; jedoch verstehen solche Zauberer, welche nur stückweise diese Wissenschaft erfahren, selber nicht die Kraft der Natur, wissen

*) Zauberei heißt in allgemeiner Bedeutung nichts anders als Magie, und diese kann gut oder böse seyn, je nach ihrer Anwendung. Aus dem, was der Verf. sagt, erklärt sich alle gute und böse Thaumaturgie der heidnischen Völker und ihrer einzelnen Magier, ohne daß dadurch den evangelischen Wundern Abbruch geschieht.

auch nicht, wie es damit zugehe, daß ein solcher Effect von ihrem Procediren erfolgen müsse, als daß sie es aus der Erfahrung so inne werden. —

„Ferner sind die unsichtbaren Creaturen, so aus dem Wesen des Wassers entsprungen, und in solcher Eigenschaft prävaliren, wieder wohl etwas reiner, als einige der Erde, nach Eigenschaft solches Elements geworden. Und die Geister der unsichtbaren Creaturen der Erde sind nach der Wesenheit ihrer Leiber zum Theil auch weit von einander unterschieden; denn nach der Qualität und Reinigkeit ihrer Leiber fassen sie von dem in die Erde eindringenden Naturlicht eine Wesenheit solches erschaffenen Lichts, und nach der Quantität solches angenommenen Lichts sind sie an Tugenden unterschieden. Die unsichtbaren Creaturen des Elements Wasser prävaliren dann unter einander wieder mehr wegen der in ihre Essenz eindringenden größern Quantität des Lichtscheins; und die unsichtbaren Creaturen der Luft sind wieder geschwinder, hurtiger und fertiger, als jener beiden Elemente Geister, und zwar wegen der Subtilität ihrer Leiber, welche sie aus solchen subtilen körperlichen Wesenheiten der Luft bekommen. Denn die Luft ist mit einem unsern Augen unsichtbaren körperlichen Wesen überall angefüllt, in welcher Kraft die Winde eine solche große Gewalt ausüben können, und die Vögel von der Luft getragen werden.

„Wie nun das Wesen der Luft Gutes und Böses,

Licht und Finsterniß, in sich fassen mag, also sind auch die unsichtbaren Creaturen der Luft nach ihren in sich gefaßten Qualitäten unterschieden, gut und böse. Sie sind am meisten um und bei den Menschen, und mancher Mensch genießt ihre Gutheit und Dienste unwissend. Sie sind auch um und neben andern sichtbaren Creaturen, am meisten aber bei den Menschen; sie lieben und hassen die Creaturen, nachdem deren Wirken und Aufführung ihrem Element angenehm oder zuwider ist. Von den Wirkungen dieser Creaturen könnte Vieles geschrieben und endlich ausgefunden werden, wie vermittelst selbiger alle Phantasien, sowohl die reellen als die nichtigen, in Träumen oder sonst, Menschen und Vieh vorgebildet, und so Gutes und Böses, auch falsche und nichtige Vorstellungen den Menschen imprimirt werden mögen. — So unterschieden die Complexionen der Menschen gefunden werden, als einige aufrichtig und ernsthaft, andre falsch, kurzweilig oder gaukelhaftig: von solchen Arten und natürlichen Mischungen finden sich auch solche Geister in der Luft. Einige bilden den Menschen im Schlaf durch Träume Wahrheiten, andre wieder Lügen, Gaukeleien und Narrentheidungen vor; andre haben Wohlgefallen, durch allerhand vorbildende Figuren und Gleichnisse solchen Menschen, welche sie lieben, von einer Sache Beschaffenheit, oder was einem an Glück oder Unglück begegnen werde oder nahe bevorstehe, Offenbarungen zu thun, welchen der

Mensch nachdenken und sie errathen soll. Denn die Geister der Luft durchgehen und wissen Alles, was in der Weite der Welt geschehen ist, können auch aus Vielem abnehmen, was geschehen und ferner vorgehen werde.

„Mir selbst ist es mehrmals widerfahren, daß, wenn an einer Sache mir gelegen gewesen, und ich dahin meine Gedanken öfters gewendet, mir guten Theils in Träumen davon solche Figuren vorgekommen, oder dergleichen vorgebildet worden, woraus ich den Ausgang desselben colligiren und errathen mögen. Wenn sich auch Feinde und Verfolger finden, wie mir leider noch täglich gar viel begegnet, welche mich bei meinen Obern belogen und verleumdet, und mir zu mehrern Malen nach Gut und Ehre getrachtet, oder sonst was Widriges gegen mich aufzubringen gesucht haben: so ist mir solches die meiste Zeit durch Träume, vor- oder nachher kund geworden, und solche genaue Umstände dabei vorgefallen, daß ich aus dem Erfolg nachher völlig abnehmen können, was vorgegangen, und von wem und vermittelst welcher dieses oder jenes bewerkstelligt worden; welches ich nur dergleichen Genien zuzuschreiben vermag. *) Und solchem Genius, durch welchen man

*) Hier entsteht die große Frage, ob ein solches Vorhersehen, ob Warnungen, Entdeckungen und dergl. von einem Genius, welcher Art und Natur er

mehrmals Wahrheiten erfahren, hat man mehr Ursache zu trauen; und obgleich auch von andern, falschen oder gauklerischen Genien dann und wann Gaukeleien mitunter vorgebildet worden, so muß man suchen das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und die einem bekannten Umstände mit den gehabten Träumen und darin vorgekommenen Abbildungen zu conciliiren.

„Noch ist mehrmalen mir auch selbst begegnet, daß, wenn zu Zeiten unterschiedene und mehr als

---

auch seyn mag, herrühren müssen, oder ob die menschliche Seele durch ihren eigenen Geist und ihr anerschaffenes Licht von selber dazu gelangen kann. Beides wird möglich seyn und sich stets zutragen; wo der innere Mensch für sich schon hellsehend ist, da bedarf es keines fremden geistigen Eingebens, er ist sein eigener Genius; im entgegengesetzten Fall muß ihm ein solcher die Augen öffnen. Letzteres ist bei den höchsten Weissagungen, wie bei den biblischen Propheten, hauptsächlich anzunehmen; sie redeten durch den heiligen Geist. Die Seele kann auch ihre eigenen Wahrnehmungen in symbolische Bilder kleiden. Jene beiden Möglichkeiten finden auch Statt bei Wahngeschichten und irrigen Einbildungen, welche von körperlicher Unordnung, von krankhaftem Nervenreiz und aufgeregter Leidenschaft allein herrühren können; obgleich nicht zu berechnen ist, wiefern sich hierbei das Geisterreich mit einmischt.

gewöhnliche Zuschriften und Ersuche von Patienten bei mir einlaufen wollen, denen ich mit ärztlichem Rath oder mit meinen selbsterfundenen Medicamenten willfahren sollen, und ich nächtlicher Zeit oder gegen Morgen erwacht bin, ich unter meinen in oder nächst meiner Schlafkammer vorhandenen Gläsern und medicinischen Gefäßen ein ziemliches Rasseln und Umkehren gespürt, und wachend bei guten, völligen Gedanken gehört habe. Dergleichen Regungen mehr auch andrer Wege mir passirt sind, welche Wirkungen ich keinem sonst zuzuschreiben weiß, als dieserlei Geistern, welche ihr Gespiele darunter zu treiben pflegen. —

„Weil solche Geister, ihrer subtilen und unsichtbaren Leiber wegen, in ihrem Naturlicht schneller, auch heller und weiter judiciren mögen, wie die in den dicken und gröbern Wesenheiten des Fleisches und Blutes subsistirenden Lebensgeister thun können: so suchen die guten Genien solcher Menschen, mit deren Complexion sie am meisten verwandt oder natürlich einerlei sind, sie auch allerwege zu secundiren, durch Träume oder sonst vor Unglück zu warnen, *) oder auch das ihnen bevorstehende Glück zu Zeiten vorher anzuzeigen und sie damit in Freude zu setzen; die Gaukelei liebende Geister aber trachten mehr dahin, die Menschen mit vorbildlichen Träumen zu

*) Wer denkt hier nicht an den Genius des Sokrates.

turbiren, vergeblich zu erschrecken, oder ihnen falsche Freude zu machen. Noch wird den Menschen auf viel andre Weise durch dergleichen Geister Nutzen oder Schaden zugefügt, als im Spiel, auch andern Verrichtungen mehr, welches hier auszuführen zu weitläufig fallen würde. —

„Wir sind versichert, daß das Element der Luft alle Qualitäten der andern Elemente am ersten in sich fasse und am meisten in sich hege, also der elementarischen Geister, ob selbige gleich in den Qualitäten der andern Elemente prävaliren, doch die meisten in der Luft subsistiren, und unsern Augen unsichtbar darin schweben und wirken. Wie denn die Luft als ein unsichtbarer, mithin geistiger Körper, alle Figuren der in dieselbe ausgesprochenen guten und bösen, nützlichen oder unnützlichen Worte und Werke der Menschen in sich fasset, und solche wesentlich bis zum Tage des Gerichts aufhebet. Dieses sind die Bücher, welche an dem großen Gerichtstage aufgethan, und woraus die Menschen, jeglicher nach seinen Werken, gerichtet werden sollen. ꝛc.

„Von den Geistern des Feuers wollen wir noch dieß Wenige anführen, daß sie, aus einem Gemische des erschaffenen Lichts bestehend, auch anderntheils von der Wesenheit der Materie participiren, und darin eine große Gewalt haben, auch am meisten in der Luft subsistiren, und auf Erden den Menschen öfters viel Gutes erweisen, leicht aber von denselben

durch deren böse Thaten erzürnt werden können. Uebrigens mögen sie in ihrem Naturlicht aller natürlichen Weisheit kundig seyn, und können zu vieler Erkenntniß den Menschen Anleitung thun, ihnen sowohl in Träumen, als auch sonst, vernehmliche und erkennliche Ideen vorstellen, sich auch mit in das natürliche Lebensfeuer eines Menschen einmischen, und durch die Complexion solcher Menschen zur Erkenntniß einiger verborgenen Dinge wirken."

Dem Leser bleibt überlassen, aus dieser Darstellung anzunehmen, was ihm beifallswürdig scheint, und jedenfalls die nöthige Lehre und Ermahnung, auch bei der bloßen Möglichkeit, daraus zu schöpfen. Mancherlei möchte sich dadurch erklären, und unter andern sich ergeben, daß nicht alle Erscheinungen der erlösenden Fürbitte bedürftig, wohl aber die schlimmern von jenen Gattungen durch die Kraft des Gebets zu entfernen sind. Einsender will hier noch erwähnen, was ihm vor langer Zeit von einem aufgeklärten Arzt mitgetheilt worden. Nämlich in Hannover, woher dieser gebürtig war, soll sich in einem Hause ein unsichtbares neckisches Wesen haben spüren lassen, das die Hausbewohner Pickmänchen nannten (wahrscheinlich verdorben aus Pygmächen). Dieses richtete allerlei Spuk an, theilte Schläge aus; wenn man

es erzürnte, machte den Fußboden schwanken, und hielt sich besonders zu dem jungen Sohn des Hauses, der es herbeilocken und mit ihm reden konnte. Vielleicht weiß ein Leser Näheres davon zu berichten.

— y —

Die entvölkerte Geisterwelt.

Anhang zum vorigen Aufsatz.

Dr. Jak. Matter in seiner sehr gelehrten und umfassenden gekrönten Preisschrift: „Kritische Geschichte des Gnosticismus ꝛc.“ (A. d. Franz. von Dörner, Heilbronn 1833) äußert zuweilen viel Bewunderung über die reich ausgestatteten und scharfsinnigen Systeme der sogenannten Gnosis, nebst andern Ansichten, die man nicht völlig theilen kann. Die Gnostiker waren im Durchschnitt, bei allen guten Eigenschaften einzelner Häupter und ihrer Schüler, überkluge Phantasten, deren Synkretismus nur selten mit dem Rechtglauben zu vereinigen war, weil er des wahren Grundes der Weisheit ermangelte, und selbstbeliebige Träumereien an die Stelle der bescheidenen Forschung im Geist und in der Wahrheit setzte, daher nicht richtiger bezeichnet werden konnte, als mit dem Ausdruck des Apostels (1 Tim. 6, 20): „falschbenannte Gnosis“, und von den „katholischen“ Vätern mit Recht bekämpft wurde. Mancher großen Thorheit, so wie des Unsittlichen und sogar Lästerlichen in diesem Chaos einer sich selbst widersprechenden, höchst wandelbaren Theosophie, nicht weiter zu ge-

denken. Hätten diese Erkenner wirkliche Erkenntniß besessen, und nicht blos bunte Gelehrsamkeit und selbstthätige Phantasie, so würden sie statt ihrer wichtigen Allegorien die wahre Typologie gefunden und die Theologumena des Morgenlands und Aegyptens auf eine weit standhaltendere Weise gewürdigt und dem Christenthum, ohne sie mit ihm zu vermengen, unterordnend angepaßt haben. Doch verdient der Verfasser selbst und sein Uebersetzer das ehrenvolle Zeugniß, daß ihnen das Christenthum ungleich mehr als all jener gnostische Plunder gilt. Denn das „Pleroma" ist wirklich oft nichts Besseres.

Zugleich hat Matter vollkommen Recht, wenn er am Schlusse seines Werks über die Leerheit der höhern Wissenschaften unserer Tage im Vergleich mit der Fülle von Ideen und (wenn auch falscher) Bestimmungen des Gnosticismus, der wenigstens den guten Willen einer befriedigenden Positivität an den Tag legte, bitter klagt. Er sagt unter andern: „Die neuere Psychologie hat nicht Einen Schritt weiter gethan in den großen Fragen, womit sich die Psychologie der Gnostiker beschäftigte. Wohl hat sie die Kräfte und Fähigkeiten unserer Seele, eine um die andere, besser beobachtet, erörtert und beschrieben — aber befragen wir uns bei der Wissenschaft unserer Tage, was die Seele sey, woher sie komme, wohin sie gehe, wie sie mit ihrer Hülle verbunden sey, wie sie davon sich unterscheide, so wird unsere Wissen-

schaft, so wortreich bei den kleinen Fragen, stumm bleiben bei den großen." — „Unsere Philosophie ist nicht Philosophie; es gibt gar keine mehr; es gibt nur Skepticismus, und selbst der Skepticismus ist nicht mehr was er seyn sollte: er führt nicht mehr zum Glauben." Ferner: „Indem sie von den irdischen Geistern zu den himmlischen, von der Psychologie zur Pneumatologie aufstieg, erzählte die Gnosis dem Menschen die Geheimnisse einer Welt voll zahlloser Wesen. — — Wie arm erscheint unsere Pneumatologie neben einer solchen Wissenschaft; Eigentlich haben wir gar keine Pneumatologie mehr; denn all unser Wissen über die Geister besteht nur noch in einigen Begriffsbestimmungen. Allein, giebt es wirklich höhere Geister, oder gibt es keine? Und wenn es gibt, wie sind sie beschaffen, was treiben sie, in welchem Verhältnisse stehen sie zu den Menschen? Ueber diese Fragen weiß unsere Pneumatologie nicht mehr was sie sagen soll. Ohne Kunde von den guten Geistern hat unsere Wissenschaft sich der bösen Geister gleichfalls entledigt, und für uns hat die Dämonologie, die den Alten so viele Räthsel löste, aufgehört zu seyn. Allein die Fragen sind noch da, und ihr Daseyn bezeugt laut die inconsequente Oberflächlichkeit unserer Lehren", u. s. w.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen ist offenkundig. Allein hier hätten wir mit dem würdigen Verfasser um einen Punkt zu rechten, den er selber vernach-

lässigt zu haben scheint, und durch den er seinem verdienstvollen Werk noch größern Werth verschafft haben würde. Bei ihm stehen einander nur gegenüber die Rationalisten und diejenigen Gnostiker, deren Geschichte er geliefert hat. Beide meinen die Gnosis zu besitzen, jene indem sie läugnen und zerstreuen, diese indem sie sammeln und bauen nach Willkür. Beide bleiben daher in der Peripherie hängen, wir aber haben uns vor allen Dingen in das Centrum zu stellen, zu welchem der Weg uns geöffnet ist. Diese dritte oder Centralwissenschaft eignen wir uns durch einfache aber vollständige Annahme der heiligen Offenbarungsschriften des alten und neuen Israels zu, und verbinden damit, unter dem kritischen Beistand ihres Geistes, Alles was Vorwelt und Mitwelt uns über höhere Wahrheiten an die Hand geben. Durch diese wahre Gnosis (denn das Wort ist ehrwürdig und neutestamentlich) werden wir im Stande seyn, sowohl die öde und ausleerende Vernunftklugheit, als die Grillen der Aftergnosis zu schlagen und zu verscheuchen. Und diese eigentliche Wissenschaft hat sich der Geschichtschreiber der Geheimlehren vor allen Dingen eigen zu machen, um über seinen Gegenstand zu richten und ihn gründlich pragmatisch zu behandeln. Er muß selbst erst Theosoph, Gnostiker, Mystiker, oder wie man es nennen mag, ohne eigenes, ohne anderes System als das in seinen Grundlagen gegebene seyn, und

wird alsdann, wenn er durch dieses lange aber freundliche Studium einen gewissen Grad klarer Einsicht erlangt hat, weder verschmähen, was selbst in der falschen Gnosis als ein erborgter Schimmer einigen Werth hat, noch bewundern, was es nicht verdient. Auf den Felsen der Erleuchtung durch den Glauben gegründet, welchen er durch innere Demuth erstiegen hat, und nur durch sie behaupten kann, sieht er dann die Schulen und Geheimlehren des ganzen Alterthums zu seinen Füßen liegen, und wenn er gleich ihren historischen Zusammenhang (zu welchem Bücher wie das Matterische sehr behülflich sind) nicht ganz zu entwirren vermag, so entdeckt er doch ihre geistige Verwandtschaft, und was sie eigentlich haben sagen wollen; in welchen Stücken sie sich ausgezeichnet, wie sie gesunken, verdorben und erblindet sind; was die Nachzeit (wie in den Gnostikern) wieder von ihnen blindlings aufgegriffen hat, um brüchige, unstäte Systeme aufzurichten; was die Katholiker an den Häretikern und Gnostikern mit Recht oder auch mit Unrecht getadelt haben; endlich wie sich das Gute der ethnischen Weisheit mit der christlichen in eine bescheidene, fruchtbare Verbindung bringen läßt. Diesem Studium hatte zum Theil das Mittelalter, zumal das Teutsche, sich gewidmet, und es sind reiche Bruchstücke davon in den vielen mystischen und magischen Schriften auf uns gekommen, die es hervorgebracht hat, und die

nach der Reformation wieder mancherlei Fortsetzungen fanden. In dieser magisch-mystischen Literatur muß nächst der Bibel der Historiker der höhern Richtungen und Verirrungen des menschlichen Geistes wohl bewandert seyn, und wird hier Material genug für Psychologie, Pneumatologie, Dämonologie, zusammengehäuft finden, das nur der sondernden Hand und eines wachsamen Fortspeculirens in den Vorfallenheiten der Tage bedarf. Der fertige Ausbau einer unendlichen Wissenschaft ist in der Zeit nicht zu erwarten, manche Theile nicht zu veröffentlichen; aber als Beitrag dazu dürfen sich wohl auch diese Blätter ansehen lassen, die man nebst den ihnen verwandten Schriften nur nicht ignoriren oder beseitigen muß, um dann über unsere Armuth an positiven pneumatischen Kenntnissen Beschwerde zu führen. Allerdings redet Matter von der heutigen öffentlichen Schulwissenschaft, und taxirt ihre Entvölkerung des Geisterreichs nach Verdienst. Ihre reine Vernunft sieht vollkommen aus wie ein reiner Nachthimmel ohne Mond und Sterne. So wenig dieser möglich ist, so wenig gibt es eine leere geistige Welt, Will man sie aber mit Thatsachen füllen, so wird über Aberglauben geschrieen, und etwa lieber wieder zu dem Pleroma der Gnostiker oder zu den zahllosen Nebelwesen der Buddhisten gegriffen, oder zu den „dünnen, durchsichtigen Jemanden" des göttlichen Meisters Epikur.

Wir wollen also, in Matters gerechte Klagen einstimmend, gleichwohl nicht wie die Pseudognosis, Geister machen; denn was sind ihre Aeonen anders als göttliche Schatten ohne Wesen? oder entstellte Hypostasen? oder ihr Demiurg anders als ein verkrüppelter Gott, aus dem sie die Unvollkommenheiten dieser Welt ganz lächerlich erklären will? Sondern wir wollen, nächst der unerschaffenen hochgelobten Trias, deren wesentliche geistige Creaturen wieder aufsuchen, wie sie die Bibel und ältere und neuere Erfahrung uns kennen lehrt, jene unzähligen Schaaren und Mächte, welche die skeptische Philosophie aus den Räumen der unsichtbaren Natur sadducäisch verbannt hat. Wir wollen uns dafür selbst von Theologen Geisterseher schelten lassen, nachdem sie bloße Körperseher geworden sind, die nämlich alle Ekstasen, Offenbarungen, Erscheinungen, Besessenheiten, bloß aus einer Ueberspannung oder Zerrüttung der Nerven zu erklären wissen, und die Wunder zu Gemeinheiten herabwürdigen, die ihnen kein gesunder Menschenverstand verzeihen kann.

O die Schule ist entsetzlich arm! Wenn man ihr aber ein Almosen geben will, so wird sie beleidigt, und spricht: „Ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts — und weiß nicht, daß sie (mit all ihrem Kopfbrechen) ist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.“

— y. —

Die kleine Kraft.

Im 3. Cap. der Offenbarung Johannis V. 8 heißt es: „du hast eine kleine Kraft." Es ist von guten Auslegern anerkannt, daß unter dem Bilde der Philadelphischen Gemeinde, von welcher dieses gesagt wird, die durch die Reformation entstandene, also insonderheit die evangelisch-protestantische mit ihren verschiedenen Zweigen, zu verstehen sey. Das Wort Kraft oder Macht (δύναμις) kommt häufig im N. Testament von der Wundergabe vor z. B., Luc. 8, 46. C. 9, 1.) Nun ist es gewiß, und bestätigend für jene Anwendung, daß in keiner Periode der Kirchenzeit, und fast in keiner Kirche, die Wunder seltener gewesen sind, als hier. Diesem Wundermangel geht eine andere Erscheinung zur Seite, die zum Theil sein Grund ist, nämlich der Mangel des Glaubens an Wunder und die Wunderscheu, auch unter denjenigen Protestanten, die fest an das Wort der Erlösung glaubten oder noch glauben, und die in beiden Testamenten erzählten Wunder buchstäblich für wahr halten. Der Rationalismus trieb endlich die Sache aufs Aeußerste mit seiner Läugnung und natürlichen Erklärung der Wunder. Jene Glaubigen aber erklärten die Wunder-

losigkeit der spätern Zeiten und rechtfertigten ihren Widerspruch gegen neue Wunder damit, daß sie behaupteten, die Wunder seyen anfangs nöthig gewesen, um unter den verheideten und zur Abgötterei geneigten Israeliten dem Gesetz, und unter den wundersüchtigen Juden und den Götzendienern oder Verbildeten der Heidenwelt dem Evangelium Eingang zu verschaffen; sie seyen einmal für immer als Beweise der Allmacht des Einen wahren Gottes und der Ankunft des Gottesreichs geschehen, und noch zu unserer Ueberzeugung in der heil. Schrift urkundlich aufbewahrt; seitdem seyen keine neuen Wunder nöthig, und es geschehe kein Wunder mehr.

Sie hatten hierin einigermaßen Recht; denn wären die Wunder allezeit so nothwendig geblieben, wie im Anfang, so hätte Gott ihr Verschwinden oder ihre Verminderung nicht zugelassen. Der Glaube mußte durch die Probe gehen, und die Worte mußten praktische Gültigkeit erlangen: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Aber der Grund ist damit noch nicht erschöpft, zumal die Ursache, warum es seit der Kirchenreformation so leer an Wundern geworden, und die Behauptung, es gebe keine Wunder mehr, ist falsch; in allen Zeitläufen der Kirche hat sich der wunderthätige Glaube einzeln geregt, und neue Beispiele zur Bestätigung der biblischen geliefert.

Nachdem die Wundergabe wirklich abgenommen

hatte, endlich die Kirche mehr und mehr dieser Gnaden durch den Verlust des seligmachenden Glaubens unwürdig geworden war, und sich deren gleichwohl noch im Großen rühmen wollte, während sie sich nur noch hier und da an wahrhaft frommen und heiligen Menschen äußerten: so fehlte es nicht an erlogenen Wundern und Gaukelspielen, womit man den Unwissenden Haufen blendete, und zwar bloß in der unerlaubten Absicht, die klerikalische Herrschaft zu befestigen. Wahre und falsche Wunderthaten wurden hierbei zusammengerafft, um sich mit ihnen und mit kanonisirten Wunderthätern zu schmücken; da aber des Unächten weit mehr als des Aechten hierunter war, so geschah es durch ein verdientes Gericht, daß die Gabe gleichen Schrittes zurückgenommen, der Betrug entdeckt, und der Widerspruch endlich so weit getrieben wurde, wie wir oben gesehen haben. In diesem theilweisen Unglauben selbst lag die Schwächung der Wunderkraft, und er ward eben deßwegen zugelassen, damit die Wunder ausgingen, und wurde dagegen ein Muster von Christen und christlichen Gemeinden aufgestellt, welche ohne sichtbare Mirakel ihren Heiland und durch ihn die Seligkeit also suchten, daß sie lediglich im Glauben und nicht im Schauen diesem Ziele zuwandelten.

Darum sollte nun diese Kirche eine kleine äußere Kraft haben; allein weil der Mensch die Dinge stets

zu übertreiben und die Meinung Gottes zu überbieten geneigt ist, so setzte er an die Stelle der ihm verkündigten kleinen Kraft zuletzt in Lehre und Leben eine gänzliche Unkraft, ein absolutes Unvermögen, das weder Gottes Wille war, noch sein Wort mit sich brachte. Dieß geschah denn, wie erwähnt ist, auf doppelte Weise, durch die Satzungen des vermeinten Rechtglaubens, und durch diejenige Lehre, welche, um allem sinnlichen Wunder zu entgehen und zur Ehre einer selbstgemachten übersinnlichen Religion, sich gerade durch die Sinnlichkeit, nämlich durch die natürliche Vernunft und gemeine Erfahrung, gefangen nehmen läßt.

Inzwischen ist das Wunderleben aufs Neue, wenn auch nur noch von ferne, durch göttliche Schickung rege geworden, weil der Unglaube der Zeit, so gut wie der der ältern Juden und Heiden, neuerdings Zeichen bedarf. Sie kommen nicht gleich in vollem Maaße; denn Gott wünscht allezeit den Glauben und nicht das Schauen zur Gerechtigkeit anrechnen zu können. Fahren wir aber in jenem zweifachen Irrthum fort, so schwächen wir die uns neu angebotene Kraft und widerstreben der göttlichen Absicht. Denn sogar jede gemeine Kunst kann nur Derjenige ausüben, der sich das Vermögen derselben zutraut, und wer nicht glaubt gehen zu können, kann keinen Fuß vor den andern setzen. Die Absicht Gottes ist aber weder Wundersucht noch unbedingte Annahme

aller vorgeblichen Mirakel; sondern daß wir prüfen, Unterschied machen, das Falsche verwerfen, aber wenn wir unläugbar Wahres finden, es glauben und annehmen, und uns dadurch stärken sollen, um vielleicht auch selbst noch Gaben zu empfangen, deren Ablehnung Sünde werden kann. Die Zukunft wird es lehren. Denn wir werden an gute und böse Wunder glauben müssen, weil beide offenbar seyn werden. Und wenn der Herr auf der einen Seite die Juden tadelt, daß sie immer nur Zeichen verlangten, bei denen ihr Sinn ungebessert bleiben konnte, so schilt er auf der andern Seite seine Jünger wegen ihres Kleinglaubens. Sind wir nun wirlich seine Jünger, so wird uns das Wunderwesen, zu welchem wir wenigstens in der Ewigkeit bestimmt sind, gewißlich nicht schaden, und sein Geist wird uns die Wahrheit von der Lüge unterscheiden lehren, zumal wenn wir das geschriebene Wort dabei zur Richtschnur behalten. Wir sind als solche verpflichtet, uns nach der uns geschenkten Einsicht der Sache anzunehmen, auf die Gefahr, uns mit dem Aberglauben zu verfeinden, und von dem Unglauben verspottet zu werden. Wir sind es deßwegen, weil, gleichwie Gott neue Wunderkräfte von fern her ankündigt, also die Gemüther zu einem gesunden Urtheil darüber vorbereitet werden müssen, um die Geister prüfen zu können, und zu wissen, welche Zeichen von Gott sind oder nicht. Denn es handelt sich nicht allein davon,

fähig zu seyn, Gaben und Kräfte zu empfangen, sondern vielmehr noch, solche zu richten, welches auch eine Gabe ist, die aber durch Begabte kann eingeleitet werden. Gesichte, Weissagungen, ungemeine Wirkungen und Erscheinungen, gehören alle in dieses Reich. Um es recht zu fassen, und alle Täuschung zu vermeiden, müssen wir Physiker seyn, gute Psychologen, gründliche Schriftkenner, und uns nicht irren lassen durch eine läugnende Weisheit, welche keinen Boden hat, und eine Thorheit ist bei Gott.

„Du hast eine kleine Kraft." Wer dieses bloß von Kräften der niedern Natur, etwa der Beredsamkeit oder ausgedehnter Herrschaft verstehen wollte, würde sehr irren. Die Kräfte der höhern und niedern Natur begegnen sich zwar und verbinden sich oft, ähneln auch einander, so daß man sie verwechseln könnte, daher man um so gerüsteter gegen solche Mißgriffe und Verführungen seyn muß. Aber es ist hauptsächlich von geistlichen Gaben die Rede, deren Abgang der Herr dadurch ersetzen will, daß er selbst will die Thür der Wirksamkeit äußerlich und an den Herzen öffnen, so daß Niemand sie zuschließen kann. Im apostolischen Zeitalter brach sich der ausgegossene Geist mittelst übernatürlicher Kräfte seine Bahn. Bis ins 7te und 8te Jahrhundert hin verlor sich durch den Widerstand des alten Menschen seine seligmachende und mit ihr seine wunderthätige Wirkung nur allzu

sehr. Im Abendland stand bald hernach die Mission stille; im Orient und gegen Mittag löschte gar ein Lügenprophet das Licht des Reiches Gottes aus, und setzte seine Zeichen an die Stelle der wahrhaftigen. Dann fand jener wahnsinnige Gedanke Raum, gleich ihm die Welt mit dem Schwerte zu bekehren, und das Schwert konnte zwar den Tod aber kein Leben bringen. Dieser Terrorismns, der selbst nicht hatte, was er dem Namen nach geben wollte, stritt vergeblich durch das ganze Mittelalter, äußerte sich auch unter andern in den grausamen Hexenprocessen, und brachte bloß durch die Lenkung des verborgenen Gottes hin und wieder gesegnete Früchte. Das wahre Christenthum gewann durch ihn wenig neues Land, und büßte viel altes Besitzthum ein. Seine öffentlichen Kriegswunder konnten die wesentlichen nicht ersetzen; diese flüchteten sich in die Einsamkeit, und es trat gar im Laufe der Kreuzzüge und anderwärts heidnisch böse Magie an ihre Stelle, in den Kirchen aber viel Fabelwerk. Man ward endlich der Meinung, die Juden und Heiden sollten nicht bekehrt werden, und diese seltsame Idee vererbte sich noch in den neuen Prädestinatismus der antipapistischen Gemeinden. Aber sie berichtigte sich, und neue Sendboten gingen in die neuentdeckten Erdstriche aus, und haben bis heute, nicht ohne den Kampf, aber ohne die Wunder der ersten Apostel, bloß durch das Wort und durch den unsichtbaren Beistand eines

göttlichen Pförtners, Millionen zum ewigen Heil geführt. Sie haben eine kleine Kraft; aber ihr Eifer, ihre Ausdauer, ihre geistlichen Siege, sind dennoch eine Kraft, und zwar eine mehr denn natürliche. Wie nun? ist es undenkbar, daß der, welcher stets derselbe ist, zum Lohn und zur Vollendung des angefangenen großen Werks auch noch äußere Wunderkräfte hinzuthun könnte? zumal wo sich offenbare satanische entgegenstellen, wie die Kenner der Missionsnachrichten wissen werden? Gewiß nicht, und die letzte Zeit wird und muß reich an außerordentlichen Gaben seyn, die unter dem Hohn der Selbstweisen, aber auch zu ihrer Beschämung, schon wirklich im Anzug sind. Eile Niemand, seine kleine Kraft mit einer größern selbstwillig zu vertauschen; es muß uns Alles gegeben werden, und dieses geschieht nach der Ordnung der Geduld. Wer da suchet, der suche in der Schrift und mit der Schrift; wer da bittet, der bitte im Namen Jesu Christi; wer da anklopfet, der überhöre nicht sein Anklopfen, und thue erst ihm die Thür auf; so wird einem Jeden gegeben werden, nachdem er es tragen kann, aber die Aftergeheimnisse werden zugleich mit der Anmaßung einer verwegenen Vernunft, welche sich selbst Eintagskränze flicht, vor seinen Augen als Nebel verschwinden. Du hast eine kleine Kraft; freue dich ihrer, aber verschmähe nicht die größere. Denn du würdest dich durch deren Ablehnung verantwortlich machen, wenn der Herr sie

an dir brauchen kann. Läugnest du aber ihre Möglichkeit und ihren Nutzen an dir oder an Andern, so lehnst du sie schon voraus ab, und entkräftest dich selbst und die dir folgen.

— n —

Bemerkung über den einfältigen Glauben.

Es gibt viel fromme Christen, welche versichern, daß ihr einfältiger Glaube ihnen genüge, und die daher von den dunklern Gegenständen der Lehre, welche mehr zur Philosophie des Glaubens als zu den seligmachenden Wahrheiten gehören, nichts wissen wollen. Diese Christen thun sehr wohl, indem sie das Maaß ihres Berufs und ihrer Gaben erkennen, und sich hüten wollen, es zu überschreiten. Darin liegt aber auch die Pflicht, sich des Urtheils über Dinge zu enthalten, die Andern zu erforschen gegeben sind, und über die Forscher, die in der Hauptsache eben auch nur einfältige Christen sind, nämlich mit der Einfalt und ungetheilter Liebe, welche der Apostel (2 Kor. 11, 3.) fordert, an Christo hangen, daneben aber noch eine weitere Aufgabe besitzen. Diese besteht darin, zur Befestigung des Glaubens und zur Freude an den Wegen und Werken Gottes, zur Warnung vor theoretischen und praktischen Irrthümern, und zu manchem andern heilsamen Zweck, durch tieferes Gründen im Lichte der Wahrheit, behülflich zu seyn. Einen andern Grund kann freilich Niemand legen, als der gelegt ist, Christus. Aber er ist so unendlich in seinem Wesen und in seinem Wirken (denn er ist

ja das Wort, durch welches alle Dinge sind), Offenbarung und Natur sind so unausforschlich, und so wenig doch umsonst, auch in unbedeutend scheinenden Nebenstücken, daß hier das eigentliche, immerwährende Geschäfte des denkenden Christen zu suchen ist, welches in inniger Verbindung steht mit dem Werk der Besserung und Heiligung, das ein Jeder durch Ergreifung der göttlichen Gnade an seinem Herzen zu verrichten hat. Setzen wir den Fall, daß einem einfältigen Christen, wie er sich nennt, etwas Ungewöhnliches, etwas Wunderartiges begegnet, wovor er die Augen nicht verschließen kann, das ihn aus dem Geleise seines ruhigen Ganges herauswirft, die Zufriedenheit und Bequemlichkeit seines innern Lebens antastet, wird er nicht entweder der Trägheit in seinem vorigen Zustande sich beschuldigen müssen, oder doch Rath suchen bei einem Verständigern als er selbst ist? Wohl ihm, wenn er seine Zuflucht zu Gott im Gebet nimmt; aber Gott will nicht bloß für den Fall der Noth, plötzlich durch ein Wunder, Licht gewähren; dieß thut er nur, wenn andre Hülfe uns verläßt, und gebraucht auch hiezu, oft nach langem Hülfesuchen, seine unterrichtetern Werkzeuge. Daß es nun solche gebe, daß sie selbst solche seyen für den Fall der Noth, dafür haben alle Diejenigen zu sorgen, denen Geistestalente und Wissenschaften verliehen sind. Sie haben sich umzusehen in allen Heimlichkeiten des Worts und in allen Winkeln der

Erfahrung, Oel zu sammeln ununterbrochen für ihre Lampen in der Finsterniß dieser Welt, um sich selbst und Andern zu leuchten, auch mittheilen zu können von dem Ueberfluß ihres Vorraths, der ihnen täglich gemehrt werden wird, weil „wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“ Zu diesem Zweck, und mithin zu Gottes Ehre, sollen Forschungen nnd Nachrichten dienen, wie diese Blätter darbieten, folglich den „einfältigen Christen“ selbst zu gut kommen. Richtet nicht!

— h —

Ueber ein Wort des Paracelsus.

Theophrastus Paracelsus sagt in seiner Schrift de occulta philosophia (Ausgabe seiner Werke Strasburg 1616, Thl. 2. S. 298): „Magica ist an ihr selbst die verborgenste Kunst und größte Weisheit übernatürlicher Dinge auf Erden; und was menschlicher Vernunft unmöglich zu erfahren und zu ergründen ist, das mag durch diese Kunst Magica erfahren und ergründet werden. Denn sie ist eine große verborgene Weisheit, so die Vernunft eine große öffentliche Thorheit ist. Darum wäre auch gut und hoch vonnöthen, daß die Theologi auch etwas wüßten davon zu sagen“ u. s. w.

Unstreitig hat P. das blos von der Anwendung der Vernunft verstanden, die zu natürlichen Dingen kein Mensch entbehren kann. Unter Magie aber versteht er die ganze höhere oder geheime Philosophie, die bei verschiedenen Völkern verschiedene Namen führt, sich mit den drei Reichen der Dinge, dem elementarisch-körperlichen, dem seelisch-astralischen und dem geistig-göttlichen, zugleich beschäftigt, und in Theorie und Praxis zerfällt. Von diesem ganzen andern Theil des Wissens, den die Vorzeit neben der niedern Wissenschaft cultivirte, und den unser

negatives Studium als einen Auswuchs zurückstößt, urtheilt die Vernunft, eben diesem Studium ausschließlich ergeben, wie der Blinde von der Farbe. Sie hat es blos mit der Erscheinungswelt, mit der sinnlich wahrnehmbaren zu thun, und sucht selbst die Bruchstücke, die wir von jenem höhern Wissen besitzen, und was uns davon im Christenthum als das Höchste aufgegangen ist, wie es kein Magismus der Vorwelt besessen hat, in den Kreis ihrer Sensualtheorie herabzuziehen. Daher gibt es für sie keine Wunder, als die der gemeinen Natur; die Kräfte und Wirkungen unsers innern Menschen sind ihr am Ende nur unselbstständige Produkte der feinsten Materialität, oder wenn sie schonender verfährt, der innere Mensch selbst ein Unerkennbares, für die Wissenschaft nicht Geeignetes, ob er ihr gleich beständig zum Werkzeug ihrer läugnenden Demonstration dienen muß, und sie legt ihm willkürlich Eigenschaften und Erzeugnisse bei, die nur dazu nützen können, das ganze höhere Reich der Dinge zu zernichten. Sie hat sich so weit verstiegen und erkühnt, Gott, die Quelle alles Daseyns, zur blosen subjectiven Vorstellung zu machen, und wenigstens müssen alle geistige Wesen außer ihm, und alle ihre Erscheinungen, sammt aller göttlichen Offenbarung, die sinnenweltliche ausgenommen, blose Geschöpfe der Einbildung unerleuchteter Menschen seyn. In ihrer Seelen- und Geisterlehre spielt die Phantasie fast

die alleinige Rolle, von einigen Krankheiten, als Statisten und stummen Gehülfen, begleitet, und dieselbe hat nicht einmal die Bescheidenheit, sich in dem verzweifelten Monolog: „Seyn oder Nichtseyn“ zu bewegen, sondern will uns glauben machen, sie sey die einzige hervorbringende Potenz aller angeblichen körperlichen Wesen. Diese, sofern sie sich zeigen, sind projicirte Wahngebilde, und sofern sie unsichtbar von einem Menschen Besitz nehmen, so heißt es, die Krankheit werde von den Nervenpatienten als etwas Fremdartiges empfunden, daher für einen inwohnenden Geist gehalten; dieser gewinne Gestalt, Handlung, Sprache, durch die poetischen Gaukelkünste der Einbildungskraft. Es sey ein geträumtes Drama.

Ob es nun nicht eine große öffentliche Thorheit ist, entweder das ganze geistige Reich für ein Unding zu achten, oder seine Aeußerungen, wiewohl sie den Grund unserer Religion bilden, nach somatischen Erscheinungen und niedern Analogien zu erklären, ist Gott im Himmel bewußt. Es ist noch mehr, es ist Blasphemie, weil das Wort Gottes zur Lüge gemacht wird. Auch unser inneres Wesen ist für unsern Körper etwas Fremdartiges, zumal da seine Ansprüche und Gesetze mit denen des letztern oft in großem Widerspruch stehen; mithin ist es nichts als Nervenkrankheit, zu glauben, daß man eine selbstständige Seele oder einen Geist besitze, und sie wird am leichtesten dadurch heilbar seyn, daß wir gleich den

Thieren, die auch nichts von ihrer Seele wissen, und keine höheren Beweggründe des Handelns als ihre Triebe kennen, lediglich den Anforderungen und Leidenschaften unserer äußern Natur folgen. Das moralische Gefühl ist ein Wahn, ein Nichts, ein Fremdartiges, das wir heilen müssen, und vollends die Idee von einer geistigen Offenbarung des vielleicht vorhandenen geistigen höchsten Wesens, mit ihren geistleiblichen Wundern, Weissagungen, kurz allen ihren Uebernatürlichkeiten, weil es keine Uebernatur gibt. Man sehe, wohin diese, auf sich selbst zurückgezogene, sinnliche Vernunft consequenterweise geräth, und frage sich, ob sie etwas anders sey, als eine öffentliche und offenbare Thorheit. Consequenz ist gewiß in diesem System, zumal wenn es zum gänzlichen Materialismus fortwächst, und jede theilweise Ermäßigung desselben ist unfolgerecht oder für dasselbe gar zernichtend. Es ist thierisch consequent in sich; ob mit andern unläugbaren Wahrheiten, die jenseits der Thierheit liegen, übereinstimmend, ist eine andere Frage. Wir möchten aber doch wissen, ob die gergesenischen Schweine, in welche die Teufel fuhren, auch Nervenpatienten waren, die sich etwas einbildeten, oder ob die evangelische Nachricht von der fremdartigen Potenz, welche die Heerde in's Wasser warf, eine Fabel ist.

In der That, es ist betrübend, eine Vernunft, welche sich der ihr angewiesenen Stellung nicht zu

bescheiden weiß, und anstatt einer brauchbaren Magd, Fürstin in der Wissenschaft seyn will, so ohne Scheu und ohne Widerstand öffentlich die Gemüther tyrannisiren zu sehen. Indessen wir sind Fleisch und unter die Sinne verkauft; der sinnliche Mensch nimmt nichts Geistiges an, es ist ihm eine Thorheit, weil er geistig will gerichtet seyn, und er merkt nicht, daß seine Weisheit die wahre Thorheit ist. O über die süße Knechtschaft! Knechte denn nur fort, aber folgerecht, und fort und fort, und siehe, wohin du kommst. Indessen möchten wir noch Eins fragen, nämlich ob die Bekenner dieser gergesenischen Philosophie, die nichts Fremdartiges in ihren Grenzen dulden will, glauben, sofern sie eine individuelle Unsterblichkeit glauben, sie werden ihre umgekehrte Logik nach dem Tode mit hinübernehmen, und gleichfalls geltend machen können in einem Lande, wo ein anderes Gesetz als das der Sinnlichkeit herrscht?

— y —

Wie man den Wald vor Bäumen nicht sieht,

und

über Nikolai's Phantasmen.

Es ist ein Buch erschienen, betitelt: „Aeltere und neuere Geschichte des Glaubens an das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige; in Beziehung an [?] eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an [?] Engel, Mittelgeister, Gespenster, Vorboten und Teufel. Besonders aus den Meinungen nichtchristlicher Völker gezogen von Ernst Simon. Zweite Auflage. Heilbronn a. N. J. D. Claßische Buchhandlung. 1834. 316 S. 8." Die erste Auflage hat Referent nicht gesehen. *) Die Einleitung fängt also an: „Wenn die allgemeine Beistimmung der Völker in einer oder der andern Meinung ein vollwichtiger Beweis für die Wahrheit derselben wäre, so müßte der Lehrsatz vom Daseyn der Gespenster gewiß sehr gegründet seyn; denn es ist kein Volk in einem Winkel des Erdbodens, das, besonders im Finstern, nicht vor diesen Schattenbildern zurückbebt, welche seine Phantasie erfunden und seine abergläubische Furcht ausgemalet hat. Aber wie nichtig ist ein

*) Es existirt auch wahrscheinlich keine.

solcher Beweis dem Menschenforscher, der die ersten Keime der räsonnirenden Vernunft sorgfältig auffaßt und dessen [wessen?] Schritte bis zur Morgendämmerung einer werdenden Aufklärung unpartheiisch ausspäht? Hier zerstiebt dieser fürchterliche Popanz in Nichts, wird ein Gegenstand entweder des Gelächters oder Mitleids, und bleibt für künftige Zeiten ein entehrendes Schandmahl der Geistesverirrungen der Sterblichen." — Wir lernen hier, daß der allgemeine Consens nichts beweist, und diesen verneinenden Grundsatz mußte freilich der Verfasser voranstellen, weil sein Buch ein fortlaufendes Zeugniß für die Sache und gegen den Autor ist. Wir wollen also fragen: Erstlich, hält sich der Verfasser für klüger als die Millionen Menschen aus allen Völkern und Zeiten, die sein Buch umfaßt, und die er selbst nur aus Büchern kennt, oder die es nicht umfaßt, weil er sie nicht kennt oder nicht kennen will, und die ohne die Thorheiten verfinsterter Wildlinge zu theilen, ein „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige" für möglich halten? und was berechtigt ihn dazu? Zweitens, tritt nicht derselbe Fall des allgemeinen Consenses ein bei dem Glauben an eine Gottheit (sey es mono- oder polytheistisch), bei dem moralischen Gefühl (so entstellt es auch hier und da seyn mag), bei allen prioristischen Begriffen? Folglich wird auch dieser Glaube, dieses Gefühl, diese Begriffe, bei der „Morgendämmerung einer werdenden

Aufklärung“ verschwinden müssen. Uns will es daher bedünken, daß die prioristische Negation, oder was gleichbedeutend, die Aufklärung des Verfassers, ein wahres Gespenst, d. i. ein ganz nichtiges Ding, und in Verbindung mit dem von ihm selbst geführten historischen Beweis wunderbar als alle Gespenster, ein wahres Monstrum der Logik ist. Sein Satz lautet nämlich, sofern er verständlich ist, so: Obgleich alle Menschen (die „aufgeklärten“ ausgenommen) einverstanden sind, daß es Gespenster oder geistige Erscheinungen gibt, so ist doch der unpartheiische Menschenforscher nicht damit einverstanden, weil seine particulare Morgendämmerung sämmtliche Phantome der allgemeinen Erfahrung und Ueberzeugung verscheucht, sie belacht oder bemitleidet, und sie für entehrende Schandmahle der Geistesverirrung erklärt. In der That, ein sehr unpartheiischer Menschenforscher!

Aber wir irren; der Verfasser hat einen stringenten Beweis für die Unpartheilichkeit seines Menschenforschers. Er besteht darin: „Selbst die Verschiedenheit der Begriffe, die fast ein jedes Individuum von einem Gespenste sich macht, legt den Ungrund dieses eiteln und schädlichen Glaubens an Tage“ [zu Tage, oder an den Tag, sagt man auf Teutsch]. — Wie? alle Völker machen sich verschiedene Begriffe von der Gottheit, legt dieß auch den Ungrund des Glaubens an eine Gottheit zu Tage? oder weil ich und viele

Leute nicht wissen, wie der Verfasser aussieht, und uns verschiedene Vorstellungen von ihm machen, ist er darum nicht vorhanden?

Also 1) weil alle Völker Gespenster glauben, und 2) weil fast ein jedes Individuum sich einen verschiedenen Begriff von einem Gespenst macht — darum gibt es keine Gespenster. Quod erat demonstrandum.

Nun wird es aber doch zu allererst nöthig befunden, selbst zu wissen, was ein Gespenst ist oder seyn soll. Darum heißt es ferner: „Unmöglich wird man sich aus den unendlichen Verworrenheiten, die sich hier in Weege legen“ [in den Weg legen] „herausspinnen, und zum echten und wahren Ziel gelangen können, wenn man nicht wenigstens über die geläufigsten Begriffe vom Wesen eines Gespensts sich zusammen vereinigt, und einverstanden hat.“ — Wenn das, was hier dem Verfasser aufs Herz fällt, nicht das Zuvorgesagte wieder aufhebt, so zeigt sich doch bei näherer Besichtigung, daß er eine vergebliche Frage aufwirft, auch mit Unrecht eine Verschiedenheit der Begriffe von einem Gespenst bei Völkern und Individuen behauptet, indem er vielmehr von verschiedenen geistigen Wesen zu reden gehabt hätte, die bei einem oder dem andern Volk geglaubt und gefürchtet worden und noch werden, wie er auch wirklich hernach thut, oder die verschiedenen Individuen erschienen seyn sollen. Verschiedene Species kann man

nicht unter Einen specifischen Begriff bringen. Er kommt aber hiebei auf einen dritten Beweis gegen das Daseyn der Gespenster. Die Unwissenheit, besonders in der Naturlehre, schafft sie, oder wie er sich unter anderm ausdrückt: „so lange die Natur in ihrer aufhellenden Blöße sich uns nicht aufdeckt (!) — so glauben wir Gespenster. Diese bekannte Behauptung, die bis auf einen gewissen Punkt wahr ist, wird von da an wieder falsch, und von eben da, nämlich von der Grenze des Materiellen und Bewußtlos-geistigen an, oder jenseits derselben, gilt der umgekehrte Satz: Die Unwissenheit in der Naturlehre läugnet die Gespenster. Denn daß es eine höhere, eine geistige Natur gibt, widerspricht nur der Materialist; gibt es aber eine solche, und nehmen wir ihr Daseyn an, so ist es unvernünftig, ihre Eigenschaften, ihre Aeußerungen, ihr Vermögen, das sich zu dem der niedern Natur wie Kraft zur Unkraft verhält, ununtersucht zu verwerfen, sich dagegen beständig auf die niedere Natur zu berufen, und so die Kraft aus der Unkraft, oder um letzterer willen das „Hereinragen“ der erstern für Aberglauben zu erklären. Man spricht immer nur von Verkennung der niedern Natur, und die ist in vielen Fällen möglich und wahr; warum aber nicht auch von Verkennung der höhern Natur und ihrer Nähe? eine Verkennung, die doch gleich möglich und weit leichter seyn muß, weil ihr Gegenstand verborgener ist. Also

das dritte Argument, ab ignorantia, ist zwar nicht so unlogisch wie die beiden ersten, aber es bleibt zwischen Himmel und Erde hängen und reicht bei weitem nicht aus; es fällt auf den Demonstrator mit dem Gewicht der Unendlichkeit zurück, und zerschmettert seinen irdenen Syllogismus.

Sofort rechnet der Verfasser nach dem Völkerglauben unter die Gespenster: Engel, Teufel, Seelen von verstorbenen Menschen, Thierseelen, gute und böse Elementargeister, und sagt, seine Absicht sey, alle Gespenstergattungen oder vielmehr den Glauben an dieselben in dieser Schrift abzuhandeln, und macht nach Obigen seine Eintheilung. Er hat aber sein Vorhaben in diesem Bändchen noch lange nicht ausgeführt.

Die Wortsache ist nun einfach die: unter dem Ausdruck Gespenst läßt sich entweder jede Erscheinung aus der immateriellen Welt begreifen, oder es läßt sich nach dem gewöhnlichern Sprachgebrauch darunter insonderheit eine abgeschiedene Seele verstehen, welche wie man sagt, spukt, umgeht, sichtbar oder sonst wahrnehmbar wird. Aber auch die Engel Gespenster zu nennen, ist ein ganz ungewöhnlicher, dem Ref. noch nicht vorgekommener Sprachgebrauch, dessen er sich nimmermehr bedienen möchte.

Die vorliegende Abhandlung hat eilf Capitel. Sie ist reich an Literatur und dadurch brauchbar (einige confuse Citate und Druckfehler abgerechnet), aber

arm an gesundem Urtheil, und manchmal wie die Einleitung übel stylisirt. Das hier vorgetragene aufklärerische System ist verspätet, und weil es sonsther bekannt ist, so halten wir uns im Ganzen nicht weiter dabei auf. Das erste Capitel, von den Meinungen und Begriffen über des Menschen Seele und ihren Zustand nach dem Tode, fängt mit einer bestialischen Schilderung des rohen Naturmenschen an, vor deren Anerkennung als des normalen Urstandes des Menschen, und nicht als einer Ausnahme durch Verwilderung, uns Gott bewahren wolle. Alles geht hier auf den bekannten Stufen vom Nichts zum Etwas, wobei man zu sehen glaubt, wie ein Hund oder Bär von sich selbst zum Menschen dressirt wird. Das zusammengehäufte Material ist gleichwohl interessant genug, und der Verf. hätte bei seiner großen Belesenheit besser sich blos das Verdienst eines Sammlers als eines Philosophen zu erwerben gesucht. Wichtig ist die Lehre von der eigentlichen Ekstasis, dem Seyn außer dem Leibe, die sich entstellt bei vielen Völkern findet. Dem Verf. ist sie natürlicherweise ebenso unbedeutend, als was er sonst Psychologisches von wahrem Werth findet, z. B. die richtige Theilung des innern Menschen in zwei verschiedene Substanzen, eine denkende und eine empfindende (Geist und Seele), bei den Chinesen (S. 21). Was hilft aber alle Büchergelehrsamkeit und Völkerkunde, wenn man fähig ist zu sagen (S. 27): „Dieser Glaube (an Fortdauer)

geht bis ins graueste Alterthum, wo der Mensch noch kaum zu denken anfing"? Wann gab es doch ein solches Alterthum außer der Einbildung des Verf. und seiner modernen Autoren? Er mischt daher Gutes und Schlechtes, Verstand und Aberglauben aus den Völkerlehren über das Seelenleben durcheinander. Allerdings ist bei den verwilderten Nationen des Wahns mehr denn der Wahrheit; aber des Philosophen Aufgabe ist, die Goldkörner der letztern überall herauszuscheiden. Weil nun die Unsterblichkeitslehre bei jenen mit den verschiedensten, oft lächerlichsten Vorstellungen und Gebräuchen verbunden ist, welche der Verf. wie aus einer großen Bibliothek zusammenträgt, so fragen wir: Ist darum auch die Unsterblichkeit ein Wahn? Nach obiger Art zu schließen muß dem also seyn. — Bei dem Schicksal des Menschen nach dem Tode kommt natürlich auch die Lehre von der Seelenwanderung vor, mit viel Allegaten ausgestattet, deßgleichen die Begriffe von Seligkeit und Verdammniß, von der Dauer der letztern, von der Fürbitte für die Todten u. s. w. Nun folgt: „Von dem Ursprung und der Entstehung des Gespensterglaubens" — nämlich wie insgemein, aus lebhafter Phantasie, Träumen und nervösen Affectionen, wobei nichts Neues zu lernen ist. — Doch das Buch verdient eher gelegenheitlich benutzt zu werden, wie ein Realkatalog, als daß wir es hier weitläufiger zergliedern sollten. Es ist eine auf den Windfüßen der sogenannten Auf-

klärung ruhende, nicht allzu geschickte, und in ihren Citaten oft unzuverlässige Compilation, die sich mit Nutzen gebrauchen läßt, aber wohl gesichtet seyn will.

Weil auch Nikolai's Phantasmen (S. 127 ff.) eingeführt werden, so wollen wir hier zum Schluß, um gelegenheitlich auch zu unterrichten, so weit es uns verliehen ist, Einiges darüber folgen lassen. Das Bildersehen eines Nikolai, Blake und ähnlicher Patienten, hat eine entschiedene und eine zweifelhafte Seite. Das Entschiedene dabei ist eine Oeffnung und Aufregung des innern Gesichts, die für dieses Individuum im Vergleich mit seinem gesunden Befinden abnorm, zufolge eines kranken Nervenzustandes, daher durch leibliche Mittel dergestalt heilbar ist, daß das innere Auge wieder zugeht, oder mit andern Worten, daß dieses Sehvermögen und sein Sehen aufhört, und das Individuum nichts mehr sieht und hört, als sinnliche Gegenstände, wie zuvor. Das Zweifelhafte bei der Sache ist, daß, weil das innere Gesicht oder imaginative Vermögen nicht blos leidend sondern auch handelnd und schaffend ist, es sowohl Objecte aufnehmen als subjective Vorstellungen projiciren kann, und nicht allzeit im Stande ist zu unterscheiden, was es objectiv wahrnimmt oder nur subjectiv wahrzunehmen meint, was es empfängt oder selbst bildet, ebenso wenig die, welche über solche Gesichte von außen her urtheilen sollen, obgleich sich mitunter Kriterien der Wahrheit oder des Wahns

finden lassen. Anders verhält sich's mit solchen Individuen, in deren eigenthümlicher Organisation bereits die Aufgeschlossenheit des seelischen Sehvermögens als normale Gabe von Natur liegt, und die bei völligem Wohlbefinden geistige Objecte sehen, die man daher abnorm und krank machen müßte, um ihnen das Vermögen zu nehmen, um ihr seelisches Auge zu verschließen. Diese Personen sind mehr empfangend als hervorbringend, sehen wahrer und unvermischter, zumal wenn es einfache, kindliche Gemüther sind, bei denen sich keine Eigenmacht des innern Sinnes hervorthut, und wenn ihre Lebensart, Stand und Beschäftigung ähnlicher Art ist. Auch andere Personen, deren Organisation und Gemüthsart dem Sehen nur nicht widerstreitet, sind desselben fähig, am meisten wenn sie nicht daran denken, also passiv sind, und wenn ihnen dadurch etwas gesagt werden soll, wozu sie eben für den Augenblick passiv gemacht werden. Die welche von einer solchen Anlage und Beschaffenheit Anderer keinen Begriff haben, weil sie anders organisirt sind, halten dieselben für wahnsinnig, thun ihnen aber eben sowohl Unrecht, als wenn sie die Möglichkeit einer andern Fertigkeit läugnen wollten, weil sie ihnen selbst nicht beiwohnt. Aber auch die subjectiven Visionen sind nicht immer falsch. Abgerechnet daß es Bilder seyn können, die sich durch objective Einwirkung, ohne wahre Erscheinung, in der Seele vermöge deren Mitthätig-

keit gestalten, so kann diese auch außerdem unter gewissen Bedingungen alles Gewesene, und nicht minder das Zukünftige, in ihrem Spiegel anschauen, als wenn sie es leibhaftig vor sich hätte. Daher kann ein Blake im Wachen, oder ein Anderer im Traum, verstorbene Könige, Helden und sonstige Personen in ihrer vormaligen Gestalt sehen, ohne daß ihre Schatten ihnen gegenwärtig wären; im Reich des Geistes hört Entfernung der Zeit und des Raums auf. Es sind aber hiebei auch noch andere Möglichkeiten vorhanden. Aehnlich wie jene Normalen verhalten sich die Ekstatischen in ihrer seelischen Isolirung und ihrem innern Wohlbehagen, mögen sie magnetisirt oder auf andre Weise in ihren ungewöhnlichen Zustand gekommen seyn, der, weil er für ihr gewöhnliches Leben unnatürlich ist, zuweilen eine Desorganisation genannt wurde. Es giebt aber dabei überall Grade der Reinheit, Passivität und Klarheit, so wie Grade der Ekstase und des Doppelwachens, auch des Traums; daher unterliegen die meisten Gesichte einzeln einer verständigen, nicht läugnenden aber prüfenden Kritik, die uns auch das N. T. bei denjenigen anzuwenden befiehlt, welche in heiliger Begeisterung reden. Es gibt endlich Seher von ganz besonderm Beruf, denen durch göttliche Gabe die Augen des Geistes hell geöffnet werden, und diese sind alsdann über das menschliche Urtheil erhaben und ganz untrüglich. Sie sehen allerlei Gegenstände, Entferntes, Vergangenes

und Zukünftiges, und erhalten wahrhaftige Erscheinungen aus der unsichtbaren Welt. Ob und wiefern man sich zu diesem Vermögen durch Willen, Gebet, Uebung oder gewisse geheime Mittel befähigen könne, steht hier nicht weiter zu untersuchen; es ist genug, daß ein solches höheres Wahrnehmungsvermögen mit seinen Verschiedenheiten überhaupt vorhanden ist. Um aber dasselbe gänzlich zu läugnen, dazu gehört erstlich die Verwerfung aller historischen Autorität, und zweitens die Verwerfung der heiligen Schrift, gegen deren unumstößliches Ansehen auch in diesem Stück, ganze Bibliotheken der Aufklärerei eitel Plunder und Betrug sind. Es gibt kein jämmerlicheres Ding als die negative Psychologie; wenn sie ihr System ausgesponnen hat, so bleibt ein Bißchen Erde und ein Nichts übrig.

— y —

Mittheilungen
aus
dem Gebiete des innern Schauens, aus Preußen.
Von Herrn Dr. St—k.

---

1. Beobachtungen über das Vermögen des „zweiten Gesichts“ oder Todten=Vorschau.

Erste Beobachtung.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben einer Seherin betreffen eine schlichte Bauersfrau, genannt Dorothea Schmidt, geb. Kaarmann aus Götz, einem Dorfe, welches 1½ Meile von Brandenburg, nach der Gegend von Potsdam zu, entfernt liegt. Diese Frau ist jetzt 55 Jahre alt und seit 30 Jahren in Whust, einem dicht bei Brandenburg gelegenen Dorfe, verheirathet. Die Mutter derselben litt sehr häufig an Hysterie und starb auch in einem Alter von 78 Jahren bei nervöser Schwäche in einem hysterischen Krampfanfalle; sie hat, so viel ich durch das Ausforschen erfahren konnte, nie Spuren von dem Vermögen des zweiten Gesichts gezeigt. Der Vater der Frau Schmidt war stets gesund, nur liebte

er den Trunk und erhängte sich in einem Zustande von Betrunkenheit. Die Frau Schmidt selbst ist von mittlerer Statur, nicht eben stark gebaut, von gesundem Aussehen; ihre Augen haben jedoch ein eigenthümliches Ansehen; ihr Blick ist umschleiert und doch scheint in diesem Schleier ein Funken zu glimmen, so daß der Blick bisweilen stechend wird. Ihr Wesen ist still, freundlich, sanftmüthig, duldsam, besonders zeichnet sie sich durch ein religiöses Gemüth und durch Belesenheit in der Bibel und im Gesangbuche aus. Bei einer Krankheit vor einem Jahre hatte ich Gelegenheit, öfters die Ruhe und Kraft zu bewundern, welche sie aus ihrer eigenen Religiosität geschöpft hatte. Ihre Kinderjahre gingen ohne Krankheit vorüber; im funfzehnten Jahre litt sie an Tymponie und anderen periodischen Unterleibsbeschwerden, die auf die Bildung der menses zu beziehen sind. Ob sie schon damals Spuren ihrer jetzigen Divinationsgabe besessen habe, weiß sie nicht gewiß, jedoch behauptet sie, damals oft viele Gestalten des Nachts gesehen, aber wegen ihrer Unerfahrenheit und aus Furcht, für abergläubig gehalten zu werden, nicht darauf geachtet zu haben. Der ersten deutlichen Vision ist sie sich aus ihrem achtzehnten Jahre bewußt, in einer Zeit, wo sie sehr oft an Krämpfen und an der sogenannten Mutterplage litt, welche, nebst andern stets zunehmenden Beschwerden auf ein baldiges Erscheinen der Menses

hindeuteten, die auch im neunzehnten Jahre, obwohl sehr schwach, eintraten und für die ganze Lebenszeit nur schwach blieben. Obige Vision ist nun folgende: Als achtzehnjähriges Mädchen ging sie einst von ihrem Geburtsorte Götz nach einem anderen Dorfe Feben, welches 2 Meilen näher an Potsdam liegt, um ihre dort wohnende Tante zu besuchen. Als sie Mittags 12 Uhr einen Wald durchschreitet, welcher einen Hügel vor dem, im Thalgrunde an der Havel liegenden, Dorfe bedeckt und von mehreren Kreuzwegen durchschnitten ist, sieht sie plötzlich, ohne daß sie vorher auf dem zu übersehenden Kreuzwege etwas bemerkt hätte, einen Reiter auf einem Schimmel heranreiten, beide jedoch ohne Kopf und zwar so, daß die bunte Pferdedecke den Theil des fehlenden Kopfes bedeckte. Vor Erstaunen bleibt sie stehen und sieht die Erscheinung ungefähr einen guten Schritt von ihr vorbeireiten, so daß sie Alles genau unterscheiden kann und an dem Anzuge des Reiters in ihm den Gutsherrn vom nahe liegenden Dorfe Kemnitz mit seinem Leibschimmel erkennt. Sie sieht der Erscheinung auf dem Kreuzwege nach und will sogar das Pferdehufes Stampfen gehört haben; als aber der gespenstische Reiter zu einem zweiten Kreuzwege gekommen ist und sie immer weiter nachsehen will, ist derselbe spurlos verschwunden, obwohl der Weg noch weiter vollkommen zu übersehen war. Zweifelnd, ob dieser gespenstische Reiter eine Er-

scheinung außer ihr oder eine Gesichtstäuschung gewesen sey, kommt sie bei ihrer Tante an, welche sie jedoch nach der Erzählung der Vision auslacht und beruhigt. Sie selbst aber wurde seit dieser Zeit ernster und aufmerksamer auf sich, besonders da acht Tage nach dieser Erscheinung der bis dahin ganz gesunde Gutsherr von Kemnitz ganz unvermuthet starb. *) Auffallend und wichtig scheint mir der Umstand, daß dieses Vermögen des „zweiten Gesichts“, als welches noch die gehabte Todten-Vorschau betrachtet werden muß, zu einer Zeit zuerst sich ausbildete, wo heftige Menstruationsbeschwerden eingetreten waren und einen Tumult im gesammten Nervensystem erregt hatten; dieß spricht für einen innigen Zusammenhang der Nerven des Genitalsystems mit dem Abdominal-Gangliensystem, indem die an diese materielle Leiter geknüpften höheren geistigen Kräfte durch die, dem Genitalsysteme ent-

*) Beiläufig gesagt ist dieser Herr nach seinem Tode am hellen Mittage von einem alten Fischer und einem alten Tagelöhner in Feben, welche beide die Gabe des „zweiten Gesichts“ besaßen, in seinem mit vier Pferden bespannten Wagen brausend dahinfahrend zugleich und ohne daß sie sich gegenseitig darauf aufmerksam gemacht hätten, gesehen worden; die Erscheinung soll aber ebenfalls schnell und spurlos verschwunden gewesen seyn.

stammende, Aufregung in freiere Thätigkeit und Wirksamkeit kommen. Mehrere Beobachtungen bei jungen, an menstruatio difficilis leidenden, Mädchen haben mir dasselbe Resultat geliefert, indem sich bei allen ein ausnehmendes Ahnungsvermögen, ein Schauen von nebelhaften Gestalten im Hause, bei einem Mädchen selbst ein Schauen einer Feuersbrunst einstellte, welche acht Tage darauf wirklich das ganze Dorf und den Amthof in Asche legte, auf welchem letzteren das Mädchen wohnte.

Von jener ersten Vision an betrachtete die Frau Schmidt ihren Zustand genauer und fand, daß sie vor jedem Todesfall in ihrem Dorfe eine Todten-Vorschau hatte. Die nachher näher zu beschreibende Art des Zustandes war dieselbe, wie jetzt. Ob zu Zeiten der sich annähernden und stets schwachen Menses als Folge der, durch eine unvollkommene Krisis (die schwachen Menses) nicht gestillten Aufregung jene Visionen stärker waren, weiß sie nicht mehr, es wird jedoch daraus wahrscheinlich, da sie nie eine bestimmte Zeit vor dem wirklichen Todesfall die Vorschau desselben hatte, sondern diese gewöhnlich in unbestimmten Zeiträumen, wahrscheinlich je nach der momentanen Geneigtheit des Nervensystems, sich einstellte. Bis zum 27sten Lebensjahre sah sie auf diese Weise alle Todesfälle in Götz vorher, verschwieg jedoch dieselben, theils um den Leuten keinen Schrecken einzujagen, theils um dem inneren Drange

und der innern rathenden Stimme, ihre Gesichte zu verschweigen, zu genügen. Sie ward und wird noch jetzt in Krankheitsfällen zwar oft um den Ausgang befragt, allein sie lehnt jede Auskunft ab.

In ihrem 27sten Jahre verheirathete sie sich mit einem Sohne ihrer Tante in Feben, mit ihrem jetzigen Manne, dem Bauer Schmidt, und zog nach dem Dorfe Whust bei Brandenburg, wo sie noch jetzt wohnt. Sie gebar drei Kinder, und außer öfterem Abortus ist sie in der ganzen Zeit ihrer Ehe bis vor einem Jahre nicht krank gewesen. Nur hat sie öfters leichte hysterische Beschwerden gehabt, besonders seit ihrem 46sten Jahre, wo sich die menses verloren. Die öfteren Schwangerschaften übten keinen sistirenden Einfluß auf den divinatorischen Zustand aus, sondern je nach den eintretenden Todesfällen hatte sie, wie außer den Schwangerschaften, die Vorschau derselben. So erzählte mir ihr Mann ein merkwürdiges Beispiel aus ihrem eigenen Familienkreise, welches sie auf Befragen nicht in Abrede stellen konnte, sondern wiewohl mit Widerstreben, bekräftigen mußte. Ihre unverheirathete Schwester, die selbst nie Spuren des „zweiten Gesichts“ gezeigt hat, war so eben entbunden und bald darauf wieder schwanger geworden, worüber sie sich, der Mutter und deren Vorwürfe wegen, sehr ängstigte, was auf ihren schwachen Gesundheitszustand sehr bös einwirkte. Die Todten-Vorschau oder das „zweite

Gesicht" der Frau Schmidt nahm hier eine andere Form an, die an den berühmten Schotten Campbell erinnert, welcher dem Menschen die Art und Zeit seines Todes im Gesicht ansah. So oft nämlich die Frau Schmidt von Whust nach Götz zum Besuch zu ihrer Mutter ging und dort ihre Schwester sah, überfiel sie, beim ersten Anblick ihrer Schwester, stets jene Angst, welche sonst dem zweiten Gesicht voranzugehen pflegte, auch sah sie beim ersten Anblick ihrer Schwester deren Gesicht jedesmal mit Todtenblässe überzogen und verzerrt. Einige Augenblicke darauf war zwar Alles vorüber, allein die Frau Schmidt folgerte daraus mit Gewißheit den baldigen Tod der Schwester und bat die Mutter, das, was sie mit derselben etwa noch zu besprechen hätte, ja bald abzumachen, da sie (die Schwester) bald sterben werde. Die Mutter achtete nicht darauf und glaubte nicht daran, weil die Tochter ganz wohl war. Einst befand sich die Frau Schmidt Mittags in einer Kammer in ihrem Wohnhause zu Whust, als plötzlich ihre Schwester in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu ihr hereintritt und vor ihr stehen bleibt. Ueberrascht fragt die Schmidt nach einigen Rufen der Verwunderung, wie sie so unvermuthet kommen und was sie begehre, indem sie nicht im Entferntesten an eine Erscheinung dachte, weil die Schwester ganz natürlich aussah, wie sie im Hause zu seyn pflegte; als aber die Schwester stumm, ohne zu antworten, ja ohne die Lippen zu bewegen,

starr vor ihr stehen blieb und nach einigen Augenblicken spurlos verschwunden war, ohne daß der in der Vorstube sitzende Ehemann Jemanden hätte durchgehen sehen, da war es ihr klar, daß ihre Schwester ihr erschienen und wahrscheinlich gestorben sey. Am andern Tage erhielt die Schmidt die Nachricht, daß ihre Schwester, die, in der Mitte der Schwangerschaft, ganz wohl gewesen war, durch einen Fehltritt und einen Fall eine Mißgeburt erlitten habe, und unter großen Schmerzen und vielem Blutverlust sogleich gestorben sey. Die Mutter war nun außer sich, den Rath der Schmidt nicht befolgt zu haben.

Ein anderer merkwürdiger Fall trug sich ebenfalls in ihrer Familie vor mehreren Jahren zu. Sie erwachte nämlich einst in der Nacht mit einer namenlosen Beängstigung, welche sie, wie gewöhnlich, von ihrem Bette auf und in's Freie trieb. Indem sie durch das vordere Zimmer gehen will, sieht sie an der einen Wand einen großen Sarg stehen mit einer Leiche, über welcher ein lichter Schein schwebt; um den Sarg standen viele Personen in Leichenkleidung, um den Todten zu sehen, wodurch ihr desselben Gesicht verhüllt blieb. Durch die geöffnete Zimmerthür sah sie die ganze Hausflur voller Menschen, die sich, neugierig herumdrängend, still durcheinander bewegten. Wenige Augenblicke darauf war Alles verschwunden und die Beängstigung vorüber; aber die Todtenvorschau in ihrem eigenen Hause bekümmerte

sie dergestalt, daß sie ganz trübsinnig ward und ihr Mann vergebens nach der Ursache forschte. Sie glaubte nämlich nichts gewisser, als daß ihr Dienstmädchen, welches gerade damals krank war, sterben würde. aber sie täuschte sich. Denn als nach einigen Tagen in einem mehrere Meilen entfernten Dorfe (Bornewitz) ein großes Feuer ausging, eilte ihr neunzehnjähriger Sohn in die Scheune, um für die angeschirrten Pferde einiges Stroh mitzunehmen; da dieß jedoch sehr rasch gehen sollte und es finster war, so trat er in der Dunkelheit fehl und fiel durch das lockere Sparrenwerk auf die Tenne der Scheune hinab, wodurch er sich mehrere Rippen zerbrach und innerlich verletzt wurde. So wie der unglückliche in's Zimmer getragen ward, schrie die Frau Schmidt auf, denn ihre Vorschau wurde ihr plötzlich klar. Aerztliche Hülfe blieb erfolglos und der Kranke starb einen Tag darauf. Der Sarg mit der Leiche konnte keinen andern Platz erhalten (wegen Enge der Wohnung) als den, welchen die Schmidt gesehen hatte, und da die ganze männliche und weibliche Dorfjugend zusammenströmte, um den Jüngling noch einmal im Sarge zu sehen, so traf auch dieser Theil der Todtenvorschau pünktlich ein.

Bald darauf (vor einem Jahre) starben vier junge Menschen kurz hintereinander, was sie Alles mir, als dem Arzt, der ihr Verschwiegenheit zugesichert hatte, vorhergesagt hatte. Sie wurden damals vier

Nächte hintereinander von entsetzlicher Beängstigung gequält, die nur durch das Schauen der gespenstischen Leichenzüge auf der Gasse gestillt werden konnte.

Nicht gar lange darauf trug sich ein sonderbarer Fall zu, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin. Ich besuchte nämlich die Frau Schmidt zufällig, und befragte sie wegen ihrer Divinationsgabe; sie erzählte mir darauf, daß in diesen Tagen wieder Jemand sterben müßte, denn sie habe in der vergangenen Nacht den Leichenzug gesehen, wie er auf den Kirchhof gezogen sey, nur habe der lichte Schein über der Leiche gefehlt und dieselbe sey ganz schwarz gewesen, was für den Todten von keiner guten Vorbedeutung sey. — Wenige Tage darauf ward des Morgens eine Schifferfrau in dem ganz verschlossenen Zimmer mit einer großen Halswunde nebst einem kleinen Strick um den Hals todt gefunden und die gerichtliche Untersuchung stellte nach langer und geraumer Prüfung der Thatsachen die Wahrscheinlichkeit eines Selbstmordes gegen die Annahme einer Mordthat hervor, was ich gegen den untersuchenden Richter gleich anfangs aussprach, indem ich mich auf die symbolische Todtenvorschau der Frau Schmidt stützte und den fehlenden Schein um die Leiche und deren schwarzes Aussehen als Symbole einer bösen That betrachtete.

Die letzte Todtenvorschau des vorigen Jahres hatte die Frau Schmidt beim Tode ihres eigenen achtzehnjährigen Sohnes, der viele Monate an Fieber,

Milz- und Leberverhärtung und an allgemeiner Bauchwassersucht krank gelegen hatte. Alle Mittel waren fruchtlos geblieben und ich erwartete den baldigen Tod des Kranken, den die Mutter aber stets nicht zugeben wollte. Nach dreimaliger Punktion waren die Kräfte des Kranken jedoch so gesunken, daß die Auflösung bald zu erwarten stand. Da endlich trat auf die gewöhnliche Weise, eine Nacht vor dem Tode des Sohnes, die Beängstigung bei der Mutter ein; sie zwang sich jedoch mit aller Gewalt, in der Kammer zu bleiben, um nicht den Leichenzug des eigenen Sohnes zu sehen. Am folgenden Tage schien der Kranke besser zu seyn, gegen Mittag jedoch kam die Mutter zum Mann nach der Scheune und sagte ihm, daß um den Kopf des Sohnes ein heller Glanz schwebe, was ein sicheres Zeichen von seinem nahen Tode sey. Der Mann wollte dieß nicht glauben, da sich der Kranke gerade an jenem Tage wohler gefühlt hatte. Nach zwei Stunden jedoch war der Kranke sanft eingeschlummert, indem, nach Aussage der Mutter, der lichte Glanz um den Kopf des Kranken bis zum Tode fortwährend zugenommen hatte.

Die Vorschau selbst geschieht in der Regel in der Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr, auch zwischen zwölf und ein Uhr. Die Frau erwacht mit einer unbeschreiblichen Beängstigung in der Magen- und Herzgrubengegend, welche sie unwillkürlich in's Freie treibt, wo sie dann sogleich den Leichenzug sieht, mit

dessen Schauen sich die Beängstigung verliert und sie sich wieder ruhig in's Bett legen kann. Früher, als sie noch im Dorfe selbst wohnte und die ganze Reihe von Gebäuden übersehen konnte, da wußte sie auch stets, in welchem Hause Jemand sterben würde, weil sie den Leichenzug stets aus der Thüre herauskommen sah; jetzt, wo sie am Ausgange des Dorfes wohnt und nur zwei bis drei Nachbarhäuser übersehen kann, aber die Kirche und den Kirchhof vor sich hat, sieht sie blos den Leichenzug auf den Kirchhof ziehen und weiß blos im Allgemeinen, ob eine Person weiblichen oder männlichen Geschlechts oder ein Kind sterben werde, weil, ist letzteres der Fall, gewöhnlich eine männliche Gestalt einen kleinen mit einem hellen Schein umgebenen Sarg unter dem Arm trägt. Stirbt hingegen ein Mann oder eine Frau, so erkennt sie dies an der männlichen oder weiblichen Begleitung der Leiche. Wenn die Frau Schmidt, wie sie dieses früher öfters versucht hat, ehe sie von der Existenz der Vorschau überzeugt war, auf den gespenstischen Leichenzug zuging, weil sie glaubte, daß es ein wirklicher Leichenzug sey, so wuchs die Angst in ihr und sie ward durch eine innere Gewalt gezwungen, dem Zuge auszuweichen; war indessen zufällig Jemand zugegen, der natürlich diese Vision nicht sah, so wich der Zug aus. Dieß hat sich öfters zugetragen, indem der Nachtwächter gerade das Dorf entlang ging, wobei die Frau sah,

wie der Leichenzug schon von weitem demselben auswich. Selbst mit ihrem Manne trug es sich einst zu, als sie noch im Dorfe selbst wohnten. Sie ward nämlich in einer Nacht von ihrer Beängstigung hinausgetrieben; ihr Mann folgte ihr und fand seine Frau vor der Hausthüre starr nach dem gegenüberstehenden Hause, in welchem der Bauer Kuhlmey wohnte, hinübersehend; sie fragte ihn, ob er nichts sehe, und als er es verneinte und auf den bezeichneten Ort zuging, schwieg sie zwar, erzählte aber nachher, daß die Hausthüre des Kuhlmey weit geöffnet gewesen und aus dem Hause ein Leichenzug mit vieler Begleitung von bekannten Gesichtern herangekommen sey, unter denen auch das ihres eigenen Mannes gewesen sey, der doch in demselben Augenblicke neben ihr gestanden habe. Der Leichenzug sey aber ganz zurückgewichen, als er (der Mann) auf die bezeichnete Hausthüre zugegangen sey. Der Bauer Kuhlmey befand sich damals noch ganz wohl, starb aber acht Tage darauf ganz plötzlich am Schlagfluß, und der Bauer Schmidt befand sich wirklich nebst allen den geschauten Gesichtern unter den Leidtragenden des Leichenzuges.

Ueberhaupt scheint die Frau Schmidt jenes „zweite Gesicht" gewöhnlich acht Tage vor dem Eintreffen zu haben; wenn gleich auch Fälle vorgekommen sind, wo die Erfüllung erst nach einem halben bis dreiviertel Jahren geschah. Immer aber beziehen sich

ihre Visionen nur auf eine Todenvorschau, von andern bedeutenden Ereignissen, z. B. Feuer, welches das ganze Dorf in Zeit von zwanzig Jahren zweimal ganz und einmal theilweise in Asche legte, hat sie nie die geringste Vorahnung gehabt, und wenn im Dorfe Niemand stirbt, so befindet sich auch die Frau ganz wohl und hat weder Beängstigung noch eine Vorschau. Von dem Tode anderer Personen, als die im Dorfe wohnen, hat sie keine Vorschau, es sey denn, daß sie mit demselben eng befreundet oder verwandt, also mit ihnen in sympathetischem Rapport stände. Sonderbar aber ist es, daß sie vor dem Tode ihrer Mutter keine eigentliche Vorschau hatte. Sie war in dem letzten Lebensjahre derselben mit ihr zerfallen, sie sahen und sprachen sich auch nicht; einst, gegen Abend, rauscht etwas an ihr vorüber, und als sie sich umsieht, scheint es ihr, als sey die Gestalt ihrer Mutter an ihr vorübergeschwebt. Aus den bald eingetroffenen Nachrichten ersah sie, daß ihre Mutter um dieselbe Zeit gestorben war. —

Die Frau Schmidt lebt jetzt noch und ist nach einer vor einem Jahre überstandenen heftigen Lungenentzündung vollkommen wohl und besitzt ihre Gabe des „zweiten Gesichts“ nach wie vor, nur daß sie die Beängstigung bisweilen im Zimmer aushält, wo sie dann nichts weiter sieht. —

Zweite Beobachtung.

Unter den andern mir bekannt gewordenen Fällen von dem Vermögen der Todtenvorschau erwähne ich eines Knechtes in dem Dorfe Mesenberg im Magdeburgischen, welcher dieselbe Gabe der Todtenvorschau in derselben Art, wie die Frau Schmidt in Wbust, besaß. Auch er sah die Leichenzüge nach dem Kirchhofe ziehen. Einst kam er nachdenklich zum Prediger Münnich und erzählte ihm, daß er eine Todtenvorschau gehabt habe, die er nicht zu deuten im Stande sey. Er habe zwar einen Leichenzug gesehen, derselbe sey aber einen ganz entgegengesetzten Weg zum Kirchhof gegangen, als bisher; auch sey ihm von dem Zuge selbst Manches anders und eigenthümlich vorgekommen. Nach wenigen Tagen trat ein heftiger Regen ein, die Wasser schwollen an und als der Knecht mit den Pferden zur Schwemme geritten war, ward er vom Strome mit fortgerissen und ertrank. Sein Leichnam ward aufgefunden und in ein vom Dorfe entferntes einzeln stehendes Haus gebracht, von welchem er denn auch auf demselben entgegengesetzten Wege, den er in seiner Vision gesehen hatte, zum Kirchhof getragen wurde. —

Hier sah also der Mensch seinen eigenen Tod voraus, ohne daß er die Ahnung vor demselben gehabt hätte. —

Dritte Beobachtung.

Im Dorfe Uellnitz bei Magdeburg lebte vor nicht gar langer Zeit ein Todengräber, der bei jedem Leichenbegängnisse durch eine symbolische Vorschau erfuhr, wer der nächste Todte seyn werde. Wenn ihn die Leute darnach fragten, so ließ er sie ohne Antwort und behauptete, er dürfe dies nicht sagen, eine innere Stimme verbiete es ihm. (Gerade so wie bei der Frau Schmidt in Whust.) Einmal jedoch fragte ihn die Frau des damaligen Richters Pflugmacher, eine sehr christliche alte biedere Frau, die im Allgemeinen sehr hochgeachtet wurde wegen ihres christlichen Sinnes und frommen Wandels, und in deren Hause der Prediger (Zimmermann) gewöhnlich abstieg, — diese fragte jenen Todtengräber einst, als er gerade auf dem Hofe arbeitete, wer zuerst sterben werde? Er weigert sich, es zu sagen. Auf die feste Versicherung aber, es Andern zu verschweigen, bis die Bekanntmachung nichts schade, und auf ihre bekannte Redlichkeit sich verlassend, spricht er, er wisse es dießmal nicht, denn es seyen, als bei dem letzten Leichenbegängnisse der Sarg von der Bahre gehoben sey, eine alte Frau und ein Soldat, die er beide mit Namen nannte, gekommen und hätten sich um die Bahre gestritten, bis endlich die Frau die Oberhand gewonnen und sich darauf gesetzt habe. Der Soldat stand in Magdeburg und war sogenannter Dienst-

thuer, er wurde dort krank und ins Lazareth gebracht. Sein Vater in Uellnitz erhielt der besseren Verpflegung wegen die Erlaubniß, ihn in sein Haus nehmen zu können. So kam er nach Uellnitz, wo er starb, nachdem jene Frau eine Stunde früher gestorben war. —

Auch folgende Geschichte ist nicht uninteressant: Der Sohn des Senators Jahn ward im Frühjahre krank, erholte sich aber nach einigen Wochen wieder und begegnete dem Todtengräber auf der Straße, zu dessen großer Verwunderung. „Hm, hm," sprach derselbe, „daß der wieder gesund geworden ist, kann ich nicht begreifen; sollte ich denn nicht recht gesehen haben?" Diese Worte hörten einige Leute. Im Spätherbste aber ward der Knabe von Neuem krank und starb, ohne daß in der Zwischenzeit Jemand auf dem Kirchhofe begraben worden wäre. —

Der oben erwähnte Prediger Zimmermann sah bei Leichenbegängnissen jenen Todtengräber öfters auf dem Kirchhofe an einem etwas entlegenen Orte, wo er nicht leicht bemerkt werden konnte, etwa hinter einem Gebüsch oder hinter der Kirche, wo er dann blos mit dem Kopfe hervorsah und die Augen nach der Bahre hinrichtete, auf welche er, in seinem „zweiten Gesicht" jedesmal, wenn der Sarg abgehoben war, die Gestalt desjenigen hinaufspringen oder sich setzen sah, der zunächst sterben würde. Auch konnte derselbe an der Art, wie die geschaute Ge-

stalt sich auf die Bahre niederließ, sehen, ob der Tod bald oder spät erfolgen werde. —

An diese Beobachtungen reiht sich folgender Fall von einer „Vorschau des Todes" an, welcher auch zur Klasse des „zweiten Gesichts" gehört und einem zu wenig bekannten Buche entnommen ist. *)

Ein Freund des Verfassers (v. Voß), B. v. N. zu J., der im Jahre 1815 im Beruf der Menschenliebe am Hospitalfieber in Litthauen starb, hatte, als er noch in Militärdiensten war, einen Bedienten, der die Eigenschaft besaß, das Sterben eines Menschen vorhersagen zu können.

Es erschien demselben nämlich alsdann eine dunkle Gestalt, welche solche dem Tode geweihte Personen überall hin, Unheil und Verderben bringend, begleitete. Er sah, wie dieses unheimliche Geisterwesen oft die grausigen Hände auf Kopf und Rücken seines Opfers legte, mit dem Bestreben, es dem Untergange entgegenzuführen und ihm alle Lebenskraft zu entziehen.

Sehr oft theilte der Bediente sein schreckliches Vorwissen vom nahen Tode, der Bekannten sowohl als anderer Personen, seinem Herrn mit. Dabei war derselbe ein ganz gesunder, kräftiger Mann, von etwa dreißig Jahren, treu, wahr und fromm. Ihm

*) Dr. Ludwig von Voß, Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. Berlin 1826. S. 173.

grausete selber vor der geistigen Gabe, die die Natur ihm verliehen.

Folgende zwei Vorfälle scheinen diese Zustände besonders zu charakterisiren: In einem kleinen polnischen Städtchen sagte dieser Bediente auf einmal mit ängstlicher Stimme auf der Straße zu seinem Herrn, hinter welchem er ritt: „Betrachten Sie doch dort vor uns rechts auf dem Gipfel des Hauses den Dachdecker; der Tod ist um ihn und sucht ihn zum Sturze zu bringen; schon hat er die Hand auf ihn gelegt; gewiß stirbt der Mann bald.“ — Und kaum sind sie etwa zweihundert Schritte weiter geritten, so stürzt der Dachdecker todt auf die Straße hinab! —

Ein ander Mal, auf einer kleinen Reise, erschien das sonst ruhige Pferd des Herrn von N. sehr geängstigt und voller Schweiß. Dieser Zustand vermehrte sich, je näher es einem kleinen sumpfigen Flusse kam, dessen Fuhrt durchritten werden mußte. Nun wollte das Pferd durchaus nicht weiter fort. N. spornt heftig das sonst muthige Thier, und nur nach starker Anspannung erhebt es sich endlich mit voller Kraft, springt wie von Schauder erfüllt in den Fluß und jagt, als wäre es von Todesängsten getrieben hindurch und davon .... Da spricht dann der Bediente: „Gott sey gedankt, daß wir hinüber sind. Ich sah, wie die schwarze Gestalt sie begleitete und die Hand auf dem Kreuz des Pferdes liegen

hatte, es in Angst zu versetzen und kraftlos zu machen, und dadurch zu bewirken, daß Sie mit demselben im Morast stecken bleiben und umkommen möchten. Verhindern konnte ich es nicht. Ich habe nur für Sie beten können. Doch wurden Sie nur durch die gewaltsame Anstrengung ihres Pferdes gerettet. Denn im nämlichen Augenblicke ließ die schwarze Gestalt von Ihnen ab und ging nicht mit über das Wasser." —

---

2. Prophetische Träume.

Erste Beobachtung.

Das Fräulein von Wedell, eine ziemlich bejahrte Dame, die schon öfters hellsehende Traumzustände gehabt hatte, träumte im Frühjahr 1832, daß ihre Mutter, die bis dahin ganz wohl gewesen war (bis ins 77ste Jahr) vom Schlage gerührt zu Boden sinke. Bei meinem Besuche am folgenden Morgen erzählte sie mir den Traum, der sie ungemein ängstigte, da sie die Bedeutsamkeit ihrer Träume kannte. Ich suchte sie zu beruhigen, da der Gesundheitszustand der Mutter bis auf einen kleinen Rheumatismus der Augenlieder ganz zufriedenstellend war. Am folgenden Tage wurde ich schleunig hingerufen und fand die Mutter, nachdem der Rheumatismus plötzlich gewichen war, von einer Apoplexia sanguinea befallen, lallend und halbseitig gelähmt. Nach den au-

gewandten Mitteln besserte sich in den folgenden Tagen der Zustand dergestalt, daß auch nicht die kleinste Spur von Lähmung zurückblieb. Am neunten Tage aber darauf wurde ich Nachts schleunig hingerufen; ein Lungenschlag und Stickfluß waren ohne Vorboten, nachdem Patientin ganz gesund zu Bette gegangen war, hinzugetreten und hatten trotz aller Bemühungen den sofortigen Tod zur Folge.

Zweite Beobachtung.

Als im Jahre 1831 die Cholera von Polen nach Preußen übergesprungen und in Berlin ausgebrochen war, und die Bewohner Brandenburgs in großer Angst lebten, sagte mir der Schullehrer Kr.....: „Wir wollen uns nicht ängstigen; die Cholera kommt nicht hierher. Als ich gestern Abend mit dem Gefühl der Angst zu Bette ging und an das Unheil dachte, welches diese Krankheit anrichtet, da sah meine geängstigte Seele im Schlafe und Traume ein Ungeheuer, welches von Osten hergeflogen kam, bis in die Nähe von Brandenburg, dann aber plötzlich in einem großen Sprunge sich rechts und dann wieder links wendend in ferne Gegenden von dannen eilen, um nicht wieder zu kehren.“ Als ich meine Zweifel über die Bedeutung dieses symbolischen Traumgesichts aussprach, antwortete er mir, daß seine Träume stets Bedeutung hätten.

Dieser Traum traf pünktlich ein; denn Branden-

burg ist trotz seiner sumpfigen Gegend, deren Atmosphäre zu unglaublich vielen Fiebern und gastrisch-galligen Nervenfiebern prädisponirt, dennoch von der echten orientalischen Cholera vollkommen verschont geblieben, indem die Cholera von Berlin nach Potsdam ging, dann rechts von Brandenburg einige Dörfer im westhernländischen Kreise heimsuchte, dann wieder links sich wendend in Plaue, einem Städtchen eine Meile hinter Brandenburg, erschien und sofort nach Magdeburg übersprang, so daß Brandenburg vollkommen verschont blieb. —

Dritte Beobachtung.

Das siebenzehnjährige, blühende, aber mit zartem Nervensystem begabte und an Kindesstatt auferzogene Mädchen des obengenannten Fräulein von Wedell litt bei den geringsten Anlässen an tiefen Ohnmachten, selbst einmal beim Anlaß der Wiederholung der Pockenimpfung zum Schutze gegen die Menschenblattern. Im Sommer des Jahres 1833 sprach sie, wie ich zufällig hörte, an verschiedenen Orten die feste Ueberzeugung aus, daß sie bald sterben werde, obwohl sie ganz gesund und blühend war. Diese Ueberzeugung gründete sich auf eine unerklärbare Todesahnung, welche sich in der Mitte des Oktobers durch folgenden Traum noch deutlicher aussprach: Es war ihr, als säße sie im Himmel in wundervoller Umgebung auf einer blumigten Rasenbank neben ihrer verstorbenen Pflegemutter, der Frau

Generalin von Wedell, von welcher sie sehr geliebt worden war. Sie sah auf die Erde hinab und erblickte auf dem Kirchhofe, dem Gewölbe, wo die verstorbene Frau Generalin ruhte, gegenüber, ein frisches Grab, welches, wie die Generalin sagte, für sie gemacht sey, da sie bald sterben werde. —

Das Mädchen erzählte mir diesen Traum, den ich jedoch für bedeutungslos hielt, da sie ganz gesund war und anscheinend keinen Krankheitskeim in sich trug. Kurz darauf aber erkrankte das Mädchen an einem Nervenfieber, welches gleich einen drohenden Charakter annahm. In dem anfangs entzündlich-erethistischen Stadium ward sie unaufhörlich von Todesahnungen und schwarzen Phantasmen gequält, die auf sie um so schädlicher einwirkten, als sie von lebendiger Liebe zum Leben erfüllt war und mit einer ungemeinen Hast von mir die Unwahrheit der Phantasmen und die Gewißheit ihrer Genesung ausgesprochen erwartete. Am Mittwoch den 30. Oktober, als gerade eine günstige Krisis durch Schweiß eingetreten war und die Prognose sich günstiger zu stellen schien, indem auch alle Phantasmen aufgehört hatten, sah sie sich Morgens um 9 Uhr plötzlich nach der Thüre um, als ob Jemand hereinkäme; dann streckte sie, starr hinsehend, die Hand aus, als ob sie etwas in Empfang nehme und mit der rechten Hand festhielte, welche sie sodann vor die Augen führte, gleichsam um etwas zu lesen. Nach einigen Augenblicken

sank sie ganz abgespannt ins Bett zurück und fragte, welcher Tag in der Woche es sey. Als ihr gesagt wurde, es sey Mittwoch, antwortete sie ganz gelassen, dann werde sie wohl heute Abend um 11 Uhr sterben. Auf Befragen, woher sie dieß glaube, antwortete sie: „Habt ihr denn nicht den kleinen lichten Knaben gesehen, welcher so eben durch die Thüre kam? Er gab mir einen Zettel und darauf stand: am Mittwoch um 11 Uhr mußt du sterben." — Den ganzen Tag blieb dieß ihr Hauptgedanke; sie kam allmählig von demselben zurück, da sie selbst sich wohler und leichter fühlte und sehr heiter war. Nach einigen Tagen verschlimmerte sich aber, durch eine Gemüthsbewegung hervorgerufen, der Zustand bedeutend, die Krankheit stieg von Tag zu Tag bis zu der furchtbarsten Höhe, so daß das Mädchen den 6. Nov., als der Mittwoch um 11 Uhr Morgens in meiner Gegenwart sanft verschied. —

Die zweite Hälfte dieser Beobachtung gehört nun zwar nicht in die Klasse der prophetischen Träume, sondern zum symbolisch-prophetischen Hellsehen, wie es in Krankheiten öfters vorkommt; da aber gerade hierin die Erfüllung des im Anfange angeführten Traumes enthalten ist, so habe ich es vorgezogen, den Fall in seinem Zusammenhange zu erzählen. —

Vierte Beobachtung.

Madame H. in Potsdam, Putzmacherin, litt früher an bedeutender Nervenschwäche und an einer,

damit gewöhnlich verbundenen Reizbarkeit der Nerven, d. h. an jener Prädisposition im Organismus, die sich durch die Leichtigkeit ausspricht, mit welcher solche Personen in höhere, freiere Zustände der Seele zu gelangen vermögen. Die Aerzte haben sich bisher angewöhnt gehabt, solche Zustände „Reizbarkeit“ zu nennen, und deren Entstehung auf eine vorhandene lebhaftere „Einbildungskraft“ und deren Wirkungen zu beziehen. Habeant sibi; nur das muß man gestehen, daß die Thätigkeit und Wirkungen dieser sogenannten Einbildungskraft oft viel wahrhafter, sicherer und erstaunenswürdiger sind, als die Thätigkeit der höchsten Combinationsfähigkeit der sogenannten klaren Vernunft, welche doch die Blüthe des geistigen Innenlebens zu seyn sich angemaßt hat. Doch zur Sache.

Die angeführte Dame lag einst des Morgens im Halbschlummer mit einem Halbbewußtseyn und ward plötzlich von einem Traume oder einer Vision überrascht; sie sah nämlich ihre jüngere Schwester, die seit acht Jahren verschollen war, mit einem sechs- bis siebenjährigen Kinde ins Zimmer zu ihr hereintreten und sich ihr bittend nähern. Mit einem Schrei des Schreckens fuhr sie aus dem Schlummer auf und ward von einer düstern Ahnung bekümmert. Ihre in Rußland verschollene Schwester war stets sehr leichtsinnig gewesen und wurde schon seit Jahren für todt gehalten, welchem Glauben von nun an die

Madame H. widersprach, indem sie, auf ihr Traumgesicht bauend, die nahe Rückkehr der Schwester fest vorhersagte. Schon hatten die Verwandten Alles vergessen, als eines Mittags beim Mittagtisch, wo alle Verwandten beisammen waren, die im Traume geschaute und längst todt geglaubte Schwester aus Rußland mit einem siebenjährigen Kinde an der Hand plötzlich hereintrat und die Versammlung aufschreckte. Der Traum war so erfüllt.

Ein zweiter prophetischer Traum bei derselben Dame ist folgender: Ihr Vater war geisteskrank und hatte schon mehrmals den Versuch gemacht, sich selbst zu entleiben, weßhalb er stets unter Aufsicht war und des Nachts im Zimmer der Mutter und der Tochter schlafen mußte. Einst, gegen Morgen, träumte der Madame H., ihr Vater sey so eben im Begriff, sich aufzuhängen; sie erwacht mit einem Schrei des Entsetzens und — sieht, wie im Mondenschein der Vater an der Thüre steht und im Begriff ist, eine an einen dort befindlichen starken Nagel befestigte Schlinge sich um den Hals zu legen und sich aufzuhängen. Natürlich ward derselbe daran verhindert. —

Nach einiger Zeit hatte diese Dame einen dritten prophetischen Traum. Sie empfand eines Tages gegen Mittag eine unerklärbare Angst und zugleich einen unwiderstehlichen Drang zum Schlummer. Sie überläßt sich demselben und kaum eingeschlafen, sieht

sie sich nach dem auf dem Petriplatze am Schlosse liegenden Rathhause vers-tzt und erblickt ihren Vater, der ihr ein Lebewohl zuruft und im Begriffe ist, sich auf das Steinpflaster hinabzustürzen. Mit einem Schrei der Angst erwacht sie, springt auf, läuft, wie sie ist, fort, dem Rathhause zu, und indem sie am Schlosse um die Ecke biegt, um dem Rathhause zuzueilen, sieht sie, wie in demselben Augenblicke ihr Vater aus dem dritten Stocke sich auf das Straßenpflaster hinabstürzt und zerschmettert. Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte sie ohnmächtig zu Boden und wurde so nach Hause getragen. —

Diese Fälle sind sämmtlich verbürgt und könnten noch vermehrt werden. Auffallend und für einen Rapport zwischen Vater und Tochter sprechend ist die Angst bei der Tochter in jenem Augenblicke, wo der Vater den Entschluß zum Selbstmorde vielleicht faßte, und dann ist der Drang zum Schlummer höchst merkwürdig und erscheint als ein gewaltsames Versetzen in einen Zustand, in welchem die Seele freier ihre Thätigkeit äußern und das Schauen und die Ahnung des Geistes in das irdische Bewußtseyn hinüberspielen konnte.

Fünfte Beobachtung.

Auch dieser Fall ist, gleich der dritten Beobachtung, eine Todesahnung im Traume. Für die Wahrheit des Faktums kann der Prediger Dr.

Friedrich in Großkreuz bei Brandenburg um so mehr bürgen, als sich das ganze Faktum unter seinen Augen zugetragen hat. Der Gastwirth Ritzhaupt, ¼ Meile von Großkreuz, fuhr am 27. Juli 1833 nach Brandenburg und kehrte gegen Abend bei schlechtem, feuchtkaltem, windigem Wetter zurück, wobei es ihm schien, als sey sein einer Arm, welcher dem Winde besonders ausgesetzt war, von einem Rheumatismus befallen. Da er aber öfters an solchen flüchtigen Rheumatismen litt, so beachtete er das Uebel nicht, und da er sehr ermüdet war, so schlief er einige Stunden. Während dieses Schlafes hatte er einen sehr lebhaften Traum. Es erschien ihm nämlich sein Vater und seine Mutter, beide ein großes Buch tragend, worauf mit Flammenschrift stand: „Die heilige Schrift." Sein Vater sah ihn ernst an und sagte: „Mein Sohn, lies aufmerksam Jesus Sirach, fünftes Kapitel, achten Vers und thue darnach." Darauf verschwanden beide Gestalten und er erwachte. Sogleich nahm er die Bibel zur Hand, schlug nach und fand folgenden Vers, den er in seinem Leben nie gesehen oder gehört hatte: „Darum verziehe nicht, dich zum Herren zu bekehren und schiebe es nicht von einem Tage zum andern."

Obgleich sich nun der Gastwirth Ritzhaupt ganz wohl befand, ja seinen Rheumatismus vollkommen geschwunden fühlte, so ließ er doch am folgenden

Tage, den 28. Juli, den obengenannten Prediger um einen Besuch bitten, bei welchem der Letztere denn auch den Traum erfuhr. Da er aber den Mann vollkommen gesund sah, derselbe sich auch im kräftigsten Alter befand, so suchte er die von dem Träumenden darauf gelegte Wichtigkeit zu entkräften, empfahl ihm jedoch an, sein Inneres von jeder Sünde zu reinigen, was zu allen Zeiten nöthig und gut sey, ohne daß man gerade stets an den nahen Tod zu denken brauche. Der Gastwirth Ritzhaupt blieb nun bis zum ersten August vollkommen gesund. An jenem Tage stellte sich sein Rheumatismus im Arm wieder ein; am 4ten hatte sich rheumatisches Fieber hinzugesellt. Ein Aderlaß linderte den Armschmerz, auch war der Zustand des Kranken im Ganzen genügend. Gegen Abend 6 Uhr kam der Prediger Friedrich in Amtsgeschäften vorbei und fand den Kranken anscheinend wohl und heiter. Als er aber um 9 Uhr Abends zurückkehrte und noch einmal nachsehen wollte, — fand er eine Leiche. Der Patient war unverhofft plötzlich vom Nervenschlage getroffen und leicht und lautlos verschieden! —

Sechste Beobachtung.

Die Mutter des Gastwirths Meinike auf dem Dom besaß das eigenthümliche Vermögen, alle wichtige Lebensmomente, besonders in Familienangelegenheiten, im Traume vorauszusehen. So sah

sie einst im Traume ihren Mann aus dem Garten kommen und das älteste Kind triefend und todt in den Armen in das Haus tragen. Erschreckt durch diesen warnenden Traum verbot sie den Kindern und der Wärterin in den Garten zu gehen, an welchem die Havel dicht vorbeifloß. Eines Tages fehlt beim Mittagstisch der älteste Knabe; sie ruft nach der Kinderfrau, die aber in demselben Augenblicke schreiend und händeringend angelaufen kommt, während der Mann so eben aus dem Garten über den Hof zum Hause herauf kommt, das ertrunkene Kind gerade so auf den Armen tragend, wie die Mutter es im Traume gesehen hatte. —

Einst träumte ihr, der Kriegsrath K.... träte zu ihr ins Zimmer sichtbar befangen und eröffne ihr nach vielen Umschweifen, daß ihr Mann ihr untreu sey, eine Maitresse unterhalte und alles Hab und Gut an dieser verschwende, so daß er (K....) aus Freundschaft sie darauf aufmerksam machen wolle, um den Ruin ihrer Wirthschaft möglichst zu vermeiden. Einige Tage nach diesem Traume, der die Frau still und nachdenklich gemacht hatte, weil sie die Bedeutung ihrer Träume kannte, trat plötzlich der erwähnte Kriegsrath zu ihr ins Zimmer; sie stand vor Schrecken wie gelähmt und da der Kriegsrath ihren Schreck und ihre peinliche Verlegenheit merkte, dieselbe sich aber anders deutete, so unterhielt er sich eine Zeit lang sehr freundlich mit ihr,

und als er sie wieder heiter sah (da sie glaubte, er werde nichts Anderes sprechen), so lenkte er zu seinem Thema ein, sprach von der Untreue, dem Unrecht der Männer, dem Unglück der Frauen und von der Pflicht derselben, mit christlicher Ergebung ein Unglück zu ertragen und Alles gut zu machen zu suchen. Als darauf die Meinecke außer sich vor Schreck ihn beschwor, innezuhalten, da sie Alles ahne, so ließ sich jener doch nicht abhalten, sondern erzählte Alles, wie es der Traum der Frau verkündigt hatte, die darauf in eine lange Ohnmacht verfiel. —

Diese Begebenheit wurde indeß wirklich Ursache, daß der Mann seine Lebensweise aufgab und sich besserte. —

Siebente Beobachtung.

Auguste Meinicke, Frau des Gastwirthes Meinicke, des Sohnes jener unter der sechsten Beobachtung gedachten Frau, besitzt das Vermögen, alle Begebenheiten in der Familie, die nur von irgend einer Bedeutung sind, im Traume symbolisch vorauszusehen und ganz richtig zu deuten. Als Mädchen träumte ihr einst, daß zwei junge Männer in das Zimmer hereinträten, in welchem sie sich nebst ihrer Schwester befand. Sie kannte beide junge Männer sehr wohl, hatte dieselben jedoch noch nie in dem Anzuge gesehen, in welchem sie ihr im Traume erschienen. Nach einigen Erklärungen im Traume kamen beide jungen Männer

mit einem Heirathsantrag heraus, über welchen sie im Traume so erschrack, daß sie sogleich erwachte. Nach diesem Traume scherzte sie öfters mit ihrer Schwester, wenn der eine jener im Traume geschauten Männer zufällig vorbeiging, daß dieser um sie anhalten werde. Der andere ihr im Traume gezeigte und für sie bestimmte junge Mann war häufig abwesend und hatte noch nie sich ihr zu nähern gesucht; jedoch hatte sie ihn gern. Nach sechs Monaten sieht sie eines Tages aus dem Fenster und erblickt jene beiden Männer zusammen um die Ecke der Straße biegen und auf ihr Haus zukommen. Sogleich ruft sie ihrer Schwester zu, die beiden Männer kämen, um ihnen ihren Heirathsantrag zu machen. Die andere Schwester lacht sie aus, in demselben Augenblicke aber klopft es schon, die Thüre öffnet sich, und jene beiden Männer treten in derselben ganz neu angefertigten Kleidung herein, in welcher sie dieselben im Traume gesehen hatte. Nach einigen verlegenen Aeußerungen sagte die junge Meinicke, sie errathe den Zweck ihres Besuches, worauf denn die Zungen gelös't wurden und die Scene zur Zufriedenheit Aller mit einer Doppel-Verlobung endigte.

Vor zwei Jahren fand ich die Frau sehr still und traurig und erfuhr beim Nachforschen, daß ihr geträumt habe, das älteste Kind sey gestorben; den Schmerz darüber habe sie im Traume weinend und schluchzend in langen, fließenden Versen ausgesprochen,

was ihr selbst um so auffallender war, als sie bei ihrer einfachen bürgerlichen Erziehung niemals einen Versuch zur Versifizirung ihrer Rede gemacht hat. — Um sie zu beruhigen, untersuchte ich den Zustand des Kindes, den ich ganz befriedigend fand. Zwei Tage darauf ward ich noch Abends spät hingerufen und fand das Kind in den heftigsten entzündlichen Gehirnkrämpfen, welche durch eine an demselben Tage vorangegangene Erkältung hervorgerufen zu seyn schienen. Alle Mittel halfen nicht, das Kind starb am folgenden Tage! Merkwürdig ist bei allen diesen Träumen der Umstand, daß sie sich ihrer Träume nicht erinnert, wenn sie plötzlich aus dem Schlafe aufgeweckt wird, dieselben aber lebhaft im Gedächtniß behält, wenn sie von selbst langsam aus dem Schlafe erwacht. Auch hat sie die prophetischen Träume nie im festen, tiefen Schlaf, sondern im leichten Schlummer bei einem sogenannten Halbbewußtseyn.

Achte Beobachtung.

Madame Senß, Tochter jener in der sechsten Beobachtung erwähnten Frau Meinecke, träumte im Jahr 1831, sie befinde sich auf einem hohen Thurme und wandle mit einem kleinen Kinde, das sie nicht kannte und das ihr doch nach ihrem innersten Gefühle ungemein werth war, auf dem schmalen Rande des Thurmes mit der fortwährenden Gefahr, in die finstere Höhlung hinabzustürzen, welche das ganze Innere

des Thurmes ausfüllte. Indem sie sich abmüht, das schwankende, ihr unbekannte und doch so werthe Kind vor dem Falle in die Thurm-Höhlung zu sichern, erblickt sie ihren Onkel, den Färber Meinecke, der damals noch ungemein korpulent und vollkommen gesund war, ganz entstellt und abgezehrt auf dem gegenüberstehenden Thurmrande und hört von ihm die Worte: „Du suchst das Kind zu hüten, daß es nicht in diese Höhle hineinstürze; es wird nicht fallen, du aber nimm dich in Acht, daß du nicht hineinfallest, denn ich bin auch hineingestürzt.“ Auf diese Worte war die Gestalt verschwunden und die Träumerin befand sich plötzlich am Fuß des Thurmes, wo ihr ein Leichenzug entgegenkam. Voller Angst und Verwunderung, so viele bekannte Gesichter dem Sarge folgen zu sehen, fragt sie den ersten Leidtragenden, wer denn die Leiche sey, worauf ihr jener erwiedert: „weißt du nicht, daß dein Onkel todt ist? Diese Leiche ist er ja selbst!“ — Vor Schreck erwacht die Träumerin und findet dieses Traumgesicht um so unglaublicher, als der Onkel noch sehr wohl war. — Nach kurzer Zeit wurde die Frau wieder guter Hoffnung und auch der Onkel fing an zu kränkeln, was die Frau sehr bald an ihren Traum erinnerte. Denn der Onkel ward immer kränker und die Verwandten suchten den Grund nicht in der Krankheit selber, sondern in der falschen Behandlung des Arztes, weßhalb sie sich auch, trotz aller Versicherungen der Madame Senß, daß der

Onkel dennoch an der Abzehrung sterben würde, nicht abhalten ließen, mit dem Arzte zu wechseln. Indessen rechtfertigte der Erfolg die Voraussagung der Träumerin; diese ward entbunden (von einem Mädchen) und wollte in der Gesichtsbildung des Kindes jenes Kind erkennen, für dessen Wohl und Erhaltung sie im Traume sich so abgemüht habe. Der Onkel wurde inzwischen immer kränker und starb endlich an der Abzehrung, so daß er im Sarge ganz dem entstellten und abgezehrten Bilde im Traume glich. — Als das Kind ein Jahr alt war, bekam es die Lungenentzündung mit Zahnbeschwerden, eine damals unter den Kindern fast epidemische Krankheitsform; in der Regel folgte ein abzehrender Zustand, in das auch jenes Kind der Senß verfiel. Die größte Sorgsamkeit von meiner und der Mutter Seite war allein im Stande, das Kind zu retten, während die meisten von jener Krankheit befallenen Kinder starben. Merkwürdig ist es, daß die Mutter des Kindes früher schon zweimal bedeutend an der Brust litt und bei ihrem phthisischen Habitus nach meiner Ansicht doch einmal ein Opfer der Lungensucht wird, was sie auch selber glaubt und wodurch die Prophezeihung des Onkels im Traume auch erfüllt werden dürfte.

Auffallend ist bei derselben Madame Senß die stereotypartige symbolische Traumprophetie, indem dieselbe bei einem Unglück in ihrer Familie stets einen großen Fisch im Traum sieht, welcher dem

Todeskandidaten geschenkt wird. Als ihr ältester Sohn einst durch eine Verwahrlosung einen Hieb mit dem Beile in zwei Finger erhielt (von einem Spielkameraden), sah die Mutter mehrere Tage vorher im Traume jenen symbolisch-prophetischen Fisch, der ihrem Sohne in die beiden verletzten Finger biß! —

---

3. Symbolische Voraussicht im Veitstanz.

Fräulein von Brandt, ungefähr 38 Jahre alt, ward am 10. April 1829 nach mehrtägigem Unwohlseyn und offenbarer Verstimmung im Nervensystem und im Gemüth von einem heftigen krampfhaften Leiden befallen, weßhalb ich zu ihr gerufen wurde. Ich fand dieselbe in einem heftigen Paroxismus des Veitstanzes, welcher jedoch weniger die Bewegungsnerven als die Nervengeflechte der Brust und des Unterleibs ergriffen zu haben schien, daher das Bild der Krankheit eine Mischung von Ekstase und Veitstanz war. Bei meinem Eintritt fand ich die Kranke in einem Winkel heftig singend und schreiend; auf Befragen sagte sie mir, daß plötzlich eine schwarze, unheilverkündende Krähe ins Zimmer geflogen sey, vor der sie sich nicht retten könne und die sie fortwährend umschwirre, als wolle sie ihr etwas verkünden. Die Anfälle dieser Ekstase kommen täglich (es war zugleich eine febris intermittens larvata mit im Spiele) und jedesmal erschien die schwarze

Krähe wieder; nur am 17. April fing der Anfall mit der Erscheinung einer weißen Taube an, welche einen Brief mit einem darin enthaltenen Verlobungsring im Schnabel trug; gleich darauf erschien auch die bekannte Krähe und trug im Schnabel einen schwarzgesiegelten Brief. Nach dem Paroxismus sprach ich noch mit der Kranken über die heutige sonderbare Vision, an deren Bedeutung die Kranke nicht nur fest glaubte, sondern die sie auch vermöge einer Ahnung sich so auslegte, daß ihr Cousin sich gewiß verlobt habe und daß eine ihrer beiden Tanten sicherlich todt sey. Ich suchte sie zwar auf andere Gedanken zu bringen, da ich es für nachtheilig hielt, ein reizbares Gemüth durch Todesgedanken noch mehr aufzuregen; aber umsonst. Wie sehr mußte ich aber am andern Morgen erstaunen, als zuerst ein Brief mit einer Verlobungskarte von ihrem mir sehr wohl bekannten Cousin und wenige Stunden darauf ein schwarzgesiegelter Brief mit der Todesnachricht ihrer Tante in Lohburg ankam. Die Ankunft dieser Briefe konnte der Kranken vorher nicht bekannt seyn, da zwei verschiedene Posten dieselben erst am nämlichen Tage überbracht hatten.

Hier kleidete die Seele ihre Voraussicht in ein symbolisches Gewand und es ist merkwürdig, daß der Tag der Erkrankung (10. April) mit dem Todestage der Tante übereinstimmt, die nur einige Tage krank gelegen hatte, gerade so lange, als das Fräu-

lein von Brandt, vor dem Ausbruche des Paroxismus am 10ten, sich unwohl gefühlt hatte. Mich dünkt, in diesem Falle sey das geheime Band der Sympathie recht deutlich zu erkennen, indem das Fräulein von Brandt von frühester Jugend an der Liebling der Tante gewesen war, und diese durch ihre Erkrankung und ihren Tod sympathisch (d. h. durch die an keine Zeit und keinen Raum gebundene geistige Einwirkung) auf die Entstehung der Nervenverstimmung, der Ekstase und des Veitstanzes und auf das Hervortreten der symbolischen Voraussicht influirte. —

Die Krankheitsgeschichte dieser Dame bietet übrigens noch mehrere Fälle einer solchen symbolischen Voraussicht dar; da dieselben jedoch zu sehr Familienangelegenheiten betreffen, so halte ich es für schicklicher, dieselben zu übergehen.

---

4. Todesahnung einer Sterbenden.

Die Tagelöhnerfrau Briest war eine sehr fromme, in der Bibel und im Gesangbuche äußerst belesene, sonst aber völlig ungebildete Frau, die auch schon aus Armuth keine andere Beschäftigung, als Handarbeit, vornehmen konnte. Die meisten Lieder des Gesangbuches konnte sie auswendig. Schon seit vielen Jahren litt sie an der Lungensucht, hatte sich aber auf Monate immer wieder erholt, bis sie in Folge heftiger Erkältung und Anstrengung im Nov.

1832 einen Anfall von Wechselfieber bekam, welches sich bei ihrer habituellen Lungenschwäche um so leichter mit einer occulten Lungenentzündung verband, als die Verbindung beider Krankheitsformen an sich sehr häufig ist und damals in hiesiger Gegend sehr häufig vorkam. Aller Bemühungen zum Trotz blieb ein schleichend-entzündlicher Zustand in den schon höchst entarteten Lungen zurück und das Wechselfieber machte fortwährend maskirte Anfälle, in denen die Kranke ungemein aufgeregt, ja in einzelnen Momenten förmlich ekstatisch erschien, wie dieselbe denn auch schon früher Spuren eines sich momentan entwickelnden Hellsehens gezeigt hatte. Als ich die Kranke einst in einem solchen aufgeregten Zustande sah (es war am Morgen eines Sonnabends) sprach ich ihr Trost ein und stellte ihr die endliche Besserung und Heilung nicht als unmöglich dar. Darauf sah sie, die schon lange sich nach dem Tode gesehnt hatte und schon einer Leiche glich, mit einem unbeschreiblich milden Lächeln zu mir hinauf und sprach leise und langsam folgende Worte, die ich so, wie ich sie ins Tagebuch eintrug, wiedergeben will:

„Schon naht der Tag, ich höre Glocken läuten,
Die Seele muß sich im Gebet bereiten;
Schon fühl' ich, daß mein Auge sterbend bricht,
Halleluja, mir glänzt das langersehnte Licht."

Es würde ungerecht seyn, diese Zeilen, als das erste Lallen der in höherer Freiheit erwachenden

Seele, kritisch bemäkeln zu wollen; es ist ja nur das Streben der hellsehenden Seele zur Versgestaltung im Tode, wobei dieselbe vielleicht durch Erinnerungen und Anklänge aus den Liedern des Gesangbuches unterstützt wurde. Merkwürdig ist es hiebei, daß die Frau nachher sanft schlief und die Nacht fieberfrei verbrachte, am folgenden Morgen (Sonntag) aber sehr einsylbig war und nur ihrer achtjährigen Tochter, die ihr Liebling war, bei ihrem Bette zu bleiben befahl. Um neun Uhr wurde ich schnell hingerufen und fand die Frau todt. Nach Aussage der Tochter, die vor ihrem Bette geblieben war, hatte sich um 8½ Uhr plötzlich ein Röcheln beim Athemholen eingestellt und um 8¾ Uhr war sie, langsam sich ausstreckend, in demselben Augenblicke verschieden, als eben die Thurmglocken zur Kirche zu läuten anfingen! —

So kann also auch selbst der Sterbende zum Dichter werden, wenn die bis dahin eingeengte Seele frei wird und die poetischen Schwingen in einer neuen Daseynsform und Lebenssphäre entfalten kann!

---

5. Erscheinungen von Sterbenden.

Erster Fall.

Madame Hammer hatte in den Kriegszeiten unter Napoleon zwei ihrer Söhne im französischen Heere, von denen der eine sich in Spanien befand und lange Zeit nichts hatte von sich hören lassen. Eines Abends

liegt sie im Bette, als plötzlich die verschlossene Thüre aufgeht und ihr Sohn mit einer Todtenblässe im Gesicht auf sie zukommt und die Worte sagt: „Nun muß ich doch sterben.“ Die Erscheinung ist darauf sogleich verschwunden. Die Mutter, überzeugt von der Realität der Erscheinung, ließ sich durch keine Trostgründe beruhigen, obwohl der Name des Sohnes nicht unter den Gebliebenen gefunden wurde. Nach einigen Monaten endlich kam ein Brief an, worin der Mutter der Tod des Sohnes gemeldet wurde, welcher gerade an demselben Abend der gehabten Erscheinung in einem Lazareth in Spanien am Typhus gestorben war. Seine letzten Worte waren gewesen: „Nun muß ich doch sterben, arme Mutter!“

Zweiter Fall.

Der Oberbürgermeister Z...... erzählt und verbürgt folgendes Ereigniß aus seinen Universitätsjahren in Halle: Derselbe saß eines Abends mit seinem Freunde, dem jetzigen Prediger P..... in Berlin an einem Tische einander gegenüber. Nach anhaltendem Studium ging er (der Ob. Z.), ohne seinem Freunde gute Nacht zu wünschen und ohne daß dieser es bemerkt hätte, zu Bette. Kaum aber liegt er im Bette, so hört er seinen Freund einen durchdringenden Schrei der Angst und des Schreckens ausstoßen. Er springt unwillkürlich aus dem Bett zu ihm ins Zimmer hinein, derselbe kommt

ihm jedoch schon aufgeregt entgegen und erzählt ihm, daß er zufällig von seiner Arbeit auf- und nach dem ihm gegenüberstehenden Sessel des Freundes hingesehen habe, aber zu seinem Schrecken habe nicht er, sondern sein Onkel in Potsdam im Hemde und mit einem eingefallenen Todtengesicht darauf gesessen, welche überraschende Erscheinung ihm den Schreckensruf ausgepreßt habe. Er äußerte die Vermuthung, daß sein Onkel wahrscheinlich gestorben sey, welche Vermuthung nach wenigen Tagen zur Gewißheit wurde, als ein Brief die Nachricht von dem, an jenem Abend der in Halle stattgefundenen Erscheinung, erfolgten Tode des Onkels in Potsdam überbrachte. —

An diese Beobachtung reiht sich der

Dritte Fall,

welchen derselbe Gewährsmann verbürgt. Er stand nämlich eines Abends mit einem anderen Freunde am Ofen, als plötzlich der dem Ofen gegenüberhängende Spiegel wie durch einen Blitz oder einen starken elektrischen Funken der Länge nach in zwei Hälften gespalten wurde. In demselben Augenblicke wurde sein Freund von einer trüben Ahnung ergriffen, die sich in seiner Seele als vollkommene Gewißheit gestaltete, daß nämlich seine Mutter in Preußen todt sey. Eine bald darauf eingetroffene Nachricht von dem plötzlichen Tode der Mutter an jenem Abend bestätigte diese Ahnung. —

---

6. Lebhafte Rückerinnerung in einer Krankheit.

Madame Seuß, Tochter der in der sechsten Beobachtung unter den prophetischen Träumen angeführten Frau, hat bei vielen Gelegenheiten sowohl vor als nach ihrer Verheirathung die Fähigkeit und das Vermögen einer freieren Seelenthätigkeit entwickelt, wovon ich die Hauptmomente weiter unten noch anführen werde. Seit ihrer Verheirathung bin ich ihr Arzt und habe dieselbe öfters an Nervenschwäche, besonders der Unterleibsnerven, an Beängstigung in der Herzgrube, ja einst in der Nacht während eines heftigen Wechselfieberanfalls an momentaner Catalepsie leiden sehen. Im Januar 1833 bekam sie ein Recidiv des Wechselfiebers, und sah in der Hitze des Anfalls plötzlich sich selbst als kleines Kind in einer Lehmgrube liegen und eine Wartfrau händeringend daneben. Bald darauf sah sie sich als ein größeres Kind am Fußende eines Bettes sitzen (worin ihre Mutter lag) und einen gewissen Spruch herbeten. Sie hielt dieß für Phantasien und für eine Folge der Krankheit; der Vater jedoch benahm ihr den Glauben und versicherte sie, daß sie als ganz kleines Kind aus Verwahrlosung der Wärterin in eine Lehmgrube gefallen sey und später bei einer gefährlichen Krankheit der Mutter stets an dem Fußende des Krankenbettes gesessen und einen Spruch hergebetet habe, welcher ihr, nachdem sie kaum sprechen konnte, von der Mutter beigebracht worden

sey. — Von beiden Ergebnissen wußte die Kranke im gesunden Zustande durchaus nichts und nur die in der Krankheit freier hervorgetretene Seele erinnerte sich selbstständig dieser Momente des frühesten kindlichen Lebens. Der früher gelernte und längst vergessene Spruch ist seit jener Krankheit fest im Gedächtniß der Kranken geblieben.

---

7. Fall eines „zweiten Gesichts."

Dieselbe Madame Seuß hatte einst in ihrem achtzehnten Jahre vor ihrer Verheirathung folgende visionäre Ahnung von dem Unglücke ihres fernen Vaters, deßen Liebling sie war.

Der Vater war in einem Spätherbst nach der Altmark verreiset und fuhr mit einem Einspänner gewöhnlich noch bis spät in die Nacht hinein. Da derselbe jedoch ein beherzter Mann war, so fiel es keinem seiner Verwandten ein, sich um ihn zu ängstigen.

Eines Abends um 10 Uhr, nachdem die genannte Frau (damals noch unverheirathet) die drei Thüren, welche durch die Gastzimmer in's Schlafkabinet führten, fest verschlossen hatte und sich in ihr, neben dem der Mutter stehendes Bett niedergelegt hatte, hört sie, wie eine Thüre nach der andern aufgeht und wundert sich, wie dieß möglich sey, da sie dieselben doch noch kurz zuvor fest zugeschlossen habe; in

demselben Augenblicke geht auch die verriegelte Schlafthüre auf, und ihr Vater tritt, im Gesicht mit Blut und Schmutz besudelt, herein, geht auf sein mit einer Decke zugedecktes Bette zu, streift die Decke von der Seite weg und spricht dabei seufzend: „ach, ich armer verlassener Mann!“ Plötzlich ist die Erscheinung verschwunden; die Tochter weckt die Mutter, erzählt ihr die gehabte Erscheinung, findet aber das Bett sowohl als die sämmtlichen Thüren in vollkommener Ordnung und fest verschlossen. Alles Reden der Mutter half nichts; die Tochter blieb bei ihrer Behauptung von der gehabten Erscheinung und folgerte daraus entweder ein dem Vater zugestoßenes Unglück oder gar seinen Tod. Nach drei Tagen, als dem letzten zur Rückkehr gesetzten Termin, kam aber der Vater nicht zurück. Nun fing die Familie an sich zu ängstigen und verlachte die Worte der Tochter nicht mehr. Die Unruhe stieg von Tag zu Tage. Endlich nach acht Tagen kam der Vater zurück und ward von der Tochter gleich mit der Erzählung empfangen, daß ihm ein Unglück begegnet und er am Kopfe verwundet gewesen sey. Der Vater läugnete anfangs Alles, dann zürnte er auf den Landrath, den er gebeten habe, nichts von seinem Unfall nach Hause zu berichten, und als er voller Verwunderung die Erzählung seiner Tochter hörte, berichtete er nun umständlich die Begebenheit. Er war an jenem Abend, wo die Madame Senß das zweite

Gesicht gehabt hatte, in der Dunkelheit den Elbwall entlang gefahren, aber plötzlich in eine von der ausgetretenen Elbe ausgewaschene schlammige Grube mit Wagen und Pferd so hineingestürzt, daß er unten gelegen habe und ein kleiner Kasten Geld auf seinen Kopf gefallen sey. Die Besinnung habe er durch den Fall und Schlag auf den Kopf sogleich verloren und erst später wieder erlangt. Denn zu seinem Glücke habe das Pferd die Scheere abgebrochen und sei nach dem ihm bekannten Wirthshause hingelaufen, deren Bewohner, den Herrn Meinicke erwartend, über die Erscheinung des Pferdes verwundert mit Laternen die Spur des Pferdes verfolgt, so zu ihm gelangt seyen und ihn leblos ins Dorf getragen hätten. Als er unter der Hand eines herbeigeholten Wundarztes, der ihm sogleich die Ader geschlagen und die Kopfwunde ausgewaschen habe, ins Leben zurückgekehrt sey und seine Besinnung wieder erlangt habe, sey sein erster Gedanke seine Tochter und sein erstes Wort gewesen: „ich armer verlassener Mann."

Merkwürdig ist es hiebei, daß die Frau desselben (dieselbe, die in der sechsten Beobachtung unter den Träumen angeführt ist) nicht die geringste Ahnung und Voraussicht im Traume von dem Unglück ihres Mannes gehabt hat, da sie doch alle wichtigen Familienereignisse im Traume voraussah; indeß lebte sie mit ihrem Manne in bedeutendem Unfrieden, es fehlte also der eigenthümliche und nothwendige

sympathetische Zug der einen Seele zur andern, welcher sich in diesem Falle gerade dadurch ausspricht und offenbart, daß die Tochter das zweite Gesicht von dem Unglücksfalle des Vaters hatte, weil sie dessen Liebling war und weil der Vater sowohl im Augenblicke des Unglücks als auch im Augenblicke des wiederkehrenden Bewußtseyns lebhaft und sehnsuchtsvoll der Tochter gedachte! —

Daß dieser Mann überhaupt das Vermögen besitzt, leicht aus sich herauszugehen, wird aus den folgenden Beobachtungen erhellen, zunächst aber aus dem:

8. Fall eines Sichselbstsehens.

Der erwähnte Gastwirth Meinecke litt im Jahre 1810 an heftiger Diarrhoe. Eines Tages besuchte ihn der damalige Oberbürgermeister hieselbst, um mit ihm einige persönliche Angelegenheiten abzumachen. Da überfällt den Gastwirth Meinecke plötzlich ein heftiger Drang zum Stuhlgang; da er es aber für unschicklich und für einen groben Verstoß hält, seinen Gast zu verlassen, so sucht er den Drang zu unterdrücken, kann aber seine Gedanken nicht vom Appartement entfernen, da jener Drang zur Stuhlausleerung stets mit steigender Heftigkeit eintritt, so daß er sehnsuchtsvoll die Entfernung seines Gastes herbeiwünscht. Diese erfolgt endlich. Der Gastwirth Meinecke eilt fort, öffnet die Thüre des Appartements und — sieht sich selbst schon darauf sitzen, in dem

Kleide, das er an dem Tage gerade trug. Mit einem Schreckensruf prallt er zurück und hiemit ist die Erscheinung verschwunden. — Hieran schließt sich das Sichselbstsehen in Krankheiten, und noch kürzlich machte ich bei einem fünfzehnjährigen jungen Menschen, dem Sohne der Müllerfrau Lehmann, welcher an einem Nervenfieber sehr krank darniederlag, dieselbe Beobachtung. Ich fand ihn nämlich bei einem Besuche am 10. Oktober vor. J. ganz am Rande des geräumigen Bettes liegen und fragte bei der Mutter nach der Ursache. Diese berichtete mir geheimnißvoll, daß der Kranke schon seit mehreren Stunden diese Lage unverändert beibehalte, indem er stets versichere, die beiden Gestalten, die neben ihm im Bette lägen, ließen ihm keinen größeren Platz übrig; auf Befragen, wer denn die beiden Gestalten wären, habe er geantwortet, daß er sich selbst in seinem gewöhnlichen Hausanzuge neben sich erblickt und neben seiner zweiten Gestalt liege sein (vor einigen Jahren) verstorbener Vater, der ihm immer winke. Diese Aussage fiel mir auf und ich fragte nun den im Stumpfsinn starrblickenden Kranken, weßhalb er nicht in der Mitte des Bettes läge, worauf er mir ärgerlich erwiederte, ob ich denn die beiden andern Gestalten neben ihm nicht sehe und drei Personen hätten in dem Bette nicht gut Raum. Bald darauf verfiel der Kranke in Schlaf, mit welchem die Erscheinung des Sichdoppeltsehens verschwunden war. —

Einen ähnlichen Fall beobachtete ich vor einigen Jahren bei der mehrmals erwähnten Madame Senß in einem heftigen Anfalle des Wechselfiebers, wo dieselbe, vor und nachher vollkommen frei im Kopf und ohne die geringsten Phantasien, behauptete, sie sehe sich doppelt, ihr zweites Ich sitze im gewöhnlichen Hausanzuge neben ihrem Bette. Dies währte ungefähr fünf Minuten, nach welcher Zeit die Doppelgängerin verschwunden war. Merkwürdig bei dieser Frau ist das Gefühl derselben, als ob häufig noch eine zweite Gestalt neben ihr ginge, deren Tritt sie sogar vernehme; ja, nicht selten hat sie nach ihrer Behauptung eine zweite Gestalt schwebend neben sich erblickt, die sie aber wegen der Flüchtigkeit des Anblicks nie erkennen konnte; sie fühlte und sah nur, daß eine Gestalt neben ihr schwebe, deren Umrisse sie jedoch nicht erkennen konnte. Uebrigens darf man der Aussage dieser Frau um so mehr Glauben schenken, als dieselbe höchst wahrheitsliebend ist, ein frommes Gemüth besitzt und nur höchst ungern von dieser ihrer geistigen Eigenthümlichkeit spricht. Noch kürzlich versicherte mich dieselbe, daß sie, von Natur ganz furchtlos, zu manchen Zeiten von solcher beängstigenden Furcht überfallen werde, daß sie sich nicht getrauen würde, allein nach dem Hofe zu gehen. Als Grund gibt sie an das Gefühl von der Nähe unheimlicher Wesen, deren graue Gestalten sie bisweilen flüchtig sehe, obwohl sie durchaus nicht an

Gespenster glaube! — Dieses Seelenauge für die Wahrnehmung geistiger Wesen beurkundet sich auch bei folgendem:

---

9. Fall eines Aussichheraustretens.

Die Madame Senß war ungefähr achtzehn Jahre alt und hatte nebst andern Hausgenossen die Gewohnheit, des Abends das warme Wasser aus der großen Destillirblase zu nehmen, indem der Vater (der erwähnte Meinecke) häufig Brantwein destillirte, aber verboten hatte, des Abends das Wasser aus der Blase zu nehmen. Eines Abends hatte sich derselbe frühzeitig ins Bette gelegt und noch kurz zuvor nachgesehen, ob auch in der Brennerei Alles in Ordnung sey, worauf er mit dem Gedanken an sein Brantweingeschäft einschlief. Die Tochter, welche den Vater schlafend im Bette wußte, war mit dem Dienstmädchen beim Waschen beschäftigt und gab deren Aufforderung nach, das fehlende warme Wasser aus der Destillirblase in der Brennerei zu ersetzen. Beide machen sich auf den Weg, öffnen die Thüre der Brennerei und sehen Beide — den alten Meinecke in seiner Hauskleidung oben auf der Blase sitzen. Beide wandelt ein kalter Schauer an und mit einem Angstschrei eilen sie hinweg. Die Madame Senß überzeugte sich, daß der Vater ruhig im Bette schlief. Am andern Morgen kam derselbe zur Tochter und sagte dieser auf den Kopf zu, sie habe gewiß Wasser

aus der Blase geholt, denn es sey ihm dunkel erinnerlich, als habe er diese Nacht davon geträumt und sie mit dem Mädchen nach der Brennerei gehen sehen. Die Madame Senß gestand dann auch, daß sie die Absicht gehabt hätten, aber durch seine auf der Blase sitzende Gestalt zurückgeschreckt und daran verhindert worden seyen, welcher Umstand den alten Mann, der an dergleichen wunderbare Dinge nicht glaubt, ungemein amüsirte und noch jetzt bei der Erzählung sehr belustigt.

Ein anderer Fall eines Aussichheraustretens ereignete sich bei der Frau dieses Mannes, der oft genannten prophetischen Träumerin (s. die sechste Beobachtung der Träume). Diese lag, nach einer langen Krankheit dem Tode nahe, im Sterben; ihre Tochter, die Madame Senß, bei welcher sie wohnte, war bei ihr im Zimmer und saß an ihrem Bette; plötzlich fing der fünf Monate alte Sohn der Letzteren in dem, von dem Krankenzimmer durch den Hausflur getrennten gegenüberliegenden Zimmer ungemein heftig an zu schreien. Die Kranke forderte die Tochter mehrmals auf, zu ihrem schreienden Kinde zu gehen, was diese stets unter dem Vorwande ablehnte, daß eine Wärterin und vier Verwandte bei dem Kinde seyen und dasselbe schon gut abwarten würden. Die Kranke aber, fast mit halbgebrochenen Augen, wiederholte ihren Ruf „das Kind schreit“ noch öfters, dann lag sie plötzlich ruhig und das Schreien des Kindes

hörte auch auf; es währte nicht lange, so klopfte die mit dem Kinde beschäftigte Verwandte die Madame Senß heraus und erzählte unter Grausen und Zittern, daß sie und die Wärterin sich alle mögliche Mühe gegeben hätten, das schreiende Kind in der Wiege zu beruhigen; aber Alles sey vergeblich gewesen; da habe die Wärterin plötzlich gesagt, es überlaufe sie ein ängstlicher Schauer und die Wiege gehe so schwer, als wenn plötzlich eine Last hineingelegt wäre. Da nun das Kind plötzlich ganz ruhig geworden sey, so habe dies in Verbindung mit dem Gefühl der erschwerten Bewegung der Wiege beide vermocht, sich der Wiege zu nähern und das Kind zu beobachten. Ein unerklärlicher Schauder habe Beide überrieselt und sie hätten Beide gleichzeitig einen Schrei des Schreckens ausstoßen müssen, als sie beim Aufdecken der Wiege in derselben neben dem Kinde zusammengekauert eine menschliche Gestalt erblickt, deren Umrisse zwar unbestimmt gewesen seyen, jedoch den Gedanken an ihre kranke Mutter erregt hätten. Bei ihrem gemeinsamen Aufschreien sey die Gestalt verschwunden gewesen und die Wiege habe ihre frühere Leichtigkeit wieder gehabt; auch schlafe das Kind seit jenem Augenblicke sehr sanft und ruhig.

Die Kranke lag seit jenem Moment ganz still und schien zu schlummern; aber sie erwachte nicht mehr zum irdischen Bewußtseyn und verschied noch in derselben Nacht. —

---

10. Eine Erscheinung beruhigt ein Kind.

Als die Madame Senß mit ihrem ersten Kinde in Wochen war (den zweiten Tag nach der Entbindung), schrie das Kind ungemein heftig und konnte durch nichts beruhigt werden. Die Wärterin ging hinaus in die Küche und ließ die Wöchnerin allein; plötzlich öffnet sich die Thüre, eine ihr ganz fremde Frau tritt herein, deren Anblick sie wunderbar schaurig bewegt; auch kann sie die Augen nicht von ihr abwenden und sieht, wie die Gestalt zur Wiege geht, dieselbe sich bückend umfaßt und leicht bewegt, worauf das Kind plötzlich still wird und zu weinen aufhört. Die der Wöchnerin völlig fremde wunderbare Frau verharrt in ihrer Stellung, bis die Thüre aufgeht und die Wartsfrau wieder hereintritt, worauf die Erscheinung plötzlich verschwunden ist. Die Wöchnerin, die nicht anders dachte, als daß eine andere Wartsfrau gekommen wäre, fragte nun die eingetretene eigentliche Wartsfrau, wer die Frau sey, die so eben hier gewesen wäre und das Kind beruhigt habe, und wo sie geblieben sey? Jene versicherte jedoch, daß Niemand da gewesen wäre. Die Wöchnerin ließ sich aber nicht davon abbringen und erzählte die Erscheinung ihrem eintretenden Manne und ihrem Schwager, welche sich bei der Beschreibung der gesehenen Frau wechselseitig verwunderungsvoll anblickten und in dieser weiblichen Gestalt, welche,

dem Seelenauge der Wöchnerin sichtbar, das Kind plötzlich beruhigt und in tiefen Schlaf gebracht hatte, ihre eigene Mutter erkannten, die, schon lange todt, sich gerade so, wie die Frau Senß beschrieb, in ihrem Hause in der Kleidung trug. Die Wöchnerin hat ihre Schwiegermutter nie gekannt, nie gesehen und niemals hat ihr Mann die Hauskleidung oder das Aussehen seiner Mutter der Wöchnerin beschrieben, welche auch fest von der Realität ihres Gesichts überzeugt ist und sich den Glauben nicht nehmen läßt, daß die erschienene Gestalt der Geist ihrer Schwiegermutter gewesen sey, die mit der besänftigenden Kraft eines befreundeten Geistes ihr Enkelchen beruhigt habe und ihr allein sichtbar geworden sey. —

Nachdem ich nun eine Anzahl Beispiele einer höheren Wirkung des Geisteslebens in einer Familie (nämlich in der Familie Meinecke, beide Eltern, Tochter und Schwiegertochter) angeführt habe, was gewiß für eine Vererbung des Vermögens eines, unter gewissen günstigen Umständen eintretenden, höheren, geistigeren Erkennens spricht: will ich noch einige Beobachtungen anführen, die ich kürzlich bei einem jungen Mädchen und bei einer schlichten Frau zu machen Gelegenheit hatte.

---

11. Merkwürdiger Fall einer Erscheinung im Sterben.

Demoiselle R...., ein tugendhaftes, durchaus nicht überbildetes Bürgermädchen, war schon seit längerer Zeit mit einem jungen Manne verlobt, welcher mit dem 1. Januar 1835 eine fixe Anstellung als Forstsekretär, zwanzig Meilen von hier entfernt, erhalten sollte, weßhalb dieser Zeitpunkt auch zur Verheirathung gewählt war. Die jungen Leute waren schon mehrere Jahre verlobt und da die Verheirathung stets hinausgeschoben werden mußte, so hatte das junge Mädchen von ihrer ungeduldigen Mutter manche Vorwürfe zu hören, und grämte sich im Stillen um so mehr, als sie auch an ihrem Bräutigam bisweilen ein kaltes, auffallend sonderbares Benehmen und eine düstere Stimmung bemerkte, wenn Derselbe auf einige Wochen zum Besuche kam. Mitten in den Vorbereitungen zur Ausstattung und Hochzeit erkrankte das junge Mädchen plötzlich gegen Ende Oktobers 1834 und nach einigen Tagen zunehmender Kränklichkeit ward ich am 1. November zu ihr gerufen. Ich fand das Mädchen auf dem Uebergangspunkte zwischen Katarrhal- und Nervenfieber, so daß ich bei dem entsetzlich stieren Blicke mich sogleich für ein Brechmittel entschied, wozu alle Indikationen vorhanden waren. Dieß wirkte auch vortrefflich, der ganze Tag und die darauf folgende Nacht vergingen auch ganz erwünscht; allein am 2ten stellte sich ein

heftigeres Fieber mit gelinden Delirien ein und nun hielt ich ein Nervenfieber für unvermeidlich, besonders als ich von der Mutter den langen Gram des Mädchens erfuhr, durch welchen mir das gesammte Nervensystem depotenzirt zu seyn schien. Das erethistische Nervenfieber, welches sich nun entwickelte, bot so eigenthümliche geistige Erscheinungen dar, daß ich auf die Entwickelung und Gestaltung der folgenden Stadien ungemein gespannt war. Vom 4ten an kam Patientin aus dem Phantasiren schon nicht mehr heraus. Bei meinem Abendbesuch um sieben Uhr sagte mir die Mutter, daß sie am Nachmittag sehr viel von ihrer Tante (einer Pächtersfrau in der Nähe von Magdeburg, ungefähr acht Meilen von hier wohnend) gesprochen habe, vielleicht weil diese von allen ihren Verwandten ihr die liebste sey. Noch bei meiner Anwesenheit, gerade in dem Augenblicke, als ich neben ihrem Bette stand und den Puls untersuchte, den ich sehr klein, kaum fühlbar fand, richtete sich die Kranke mit einer schnellenden Bewegung in die Höhe, blickte stier und bewegungslos, gleich einer bleichen, marmornen Bildsäule nach einem Punkte und schien sich in einem starrkrampfartigen Zustande zu befinden. Der Athem war nicht hörbar, der Puls nicht fühlbar, die Hauttemperatur plötzlich gesunken, die Gesichtszüge bleich und nur in den starrblickenden Augen glimmte ein Funken, der Leben verrieth. Ich suchte die, den Tod für nahe bevorstehend haltenden

Geschwister und die Mutter zu beruhigen und versicherte denselben, daß der Krampf bald vorübergehen werde, was auch nach einigen Minuten wirklich eintrat. Dieser Vorfall ist, wie ich gleich unten zeigen werde, besonders wichtig und interessant.

In der folgenden Nacht vom 4ten zum 5ten wurde ich zur Kranken gerufen und hörte, daß sie noch am Abend von jenem starrkrampfartigen Zufall an sehr viel von ihrem Bräutigam gesprochen habe und von Stunde zu Stunde schlimmer geworden sey. Ich fand sie allerdings in einem viel erregteren Zustande; plötzlich rief sie aus (es war so eben zwölf Uhr): „Ich muß hin, ich muß ihn noch einmal sehen! Kutscher! vorgefahren!" Die einzelnen Worte, die sie nun sprach, drückten theils die Freude über die schnelle Fahrt, theils die einzelnen Gegenstände und Oerter, die zwischen Brandenburg und dem Wohnorte ihres Geliebten lagen, theils die Erwartung, ihn wieder zu sehen, aus, und die Gestikulationen, mit denen sie jene Worte begleitete, waren so lebhaft und ausdrucksvoll, daß ich erstaunt und verwundert auf die Entwickelung dieser mimisch-dramatischen Scene gespannt war. Mit dem Ausrufe: „Nun bin ich dort! hier wohnt er!" schien ein ähnlicher Starrkrampf, wie ich ihn schon Tags zuvor an der Kranken beobachtet hatte, einzutreten, aber ihre starren Züge drückten in dem Augenblicke, als Leben in diese scheinbare Bildsäule wiederzukehren schien,

einen so tiefen Schmerz, Staunen und Verzweiflung aus, daß die dabei stehende Mutter sagte: „Sie muß doch recht viel Schmerzen erdulden!“ Mir aber schien dieser Ausdruck in den Gesichtszügen nur auf ein großes Leiden der Seele hinzudeuten, in welcher Ansicht ich bestärkt wurde, als das Mädchen mit einem langen und tiefen schreiartigen Seufzer erwachte. Der körperliche Zustand schien sich nach diesem Vorfall etwas beruhigt zu haben; ein sanfter Schlummer oder vielmehr ein Halbschlaf trat ein, in welchem die Kranke fortwährend sprach, womit ein schmerzliches Lächeln verbunden war.

Am folgenden Morgen, den 5ten, erzählte mir die Mutter, daß seit der Nacht oder vielmehr seit ihrer phantastischen Reise der Zustand gebessert erscheine; die Kranke liege ruhig, spreche nicht mehr so laut und nur bisweilen rufe sie in einem verzweiflungsvollen Tone: „Das hätte ich nicht gedacht!“ Ich fand zwar die stürmischen Symptome geschwunden, aber das Bewußtseyn fehlte durchaus; ich erblickte in dem ganzen Zustande nichts als eine bedeutende Abnahme der Kräfte, aber durchaus keine Besserung. —

Am Abend dieses Tages traf ich plötzlich die Tante aus dem Magdeburgischen mit ihrem Manne bei der Kranken; sie waren aus eigenem Beweggrunde gekommen, ohne von der Krankheit des Mädchens eine andere Kunde, als folgende Erscheinung gehabt

zu haben. Am vergangenen Abend (4ten) befand sich die Tante in der Küche ihrer Pachtwohnung bei Magdeburg ganz allein; die nach dem Hausflur führende Küchenthüre ist mit einem schweren Gewicht versehen, um deren Offenstehen zu verhüten. Plötzlich öffnet sich die Küchenthüre, und da dieselbe nicht, wie sonst immer, mit einiger Gewalt und knarrendem Geräusch zufällt, sondern offen bleibt, so fällt dieß der Tante auf, so daß sie ~~sich~~ neugierig und zugleich von einem ihr unerklärlichen ängstlichen Gefühl befangen sich umsieht. Zu ihrem großen Schrecken erblickt sie in der offenstehenden Thüre die Gestalt ihrer Nichte, welche sie durchdringend anschaut und dann plötzlich verschwunden ist, worauf die Thüre, wie gewöhnlich, knarrend zufällt. Die Frau erzählt dieß sogleich ihrem Manne und beide entschließen sich, am folgenden Morgen herzufahren. Das Erstaunen und die Verwunderung Aller ist nicht zu beschreiben! — Der Zustand der Kranken blieb sich fortwährend gleich. Am folgenden Morgen (den 6ten) um fünf Uhr erzählte mir die Mutter, daß die Kranke in der vergangenen Nacht ebenfalls eine phantastische Reise zu ihrem Bräutigam gemacht habe, um noch einmal, wie sie sich ausgedrückt, ihn zu sprechen. Sie habe darauf Vieles leise gesprochen, in einzelnen Pausen, jedoch habe man nur die Worte: „sterben, verzeihen, glücklich seyn, wiedersehen," und unter ängstlichem Rufen den Namen ihres Bräutigams verstanden.

Darauf sey, wie in der vergangenen Nacht, ein Halbschlummer eingetreten. Ich fand die Kräfte in bedeutender Abnahme; die Kranke lag ganz ruhig, sprach nichts mehr, oder, wegen Trockenheit der Mundhöhle, nur unverständliche Laute; es schien ein langsam fortschreitender Todeskampf, eine überhandnehmende Lähmung des ganzen Nervensystems zu seyn; der Tod erfolgte um sieben Uhr Morgens fast unmerklich! Es war ein allmähliches Verlöschen der Lebensflamme. —

Am 8ten Abends kommt plötzlich ein Brief von dem Bräutigam an, auf dessen innerer Rückseite die Worte standen, daß sie, wenn sie diesen Brief erhielte, denselben einsam und ganz allein lesen solle. Dieser Brief, der am 5ten Morgens geschrieben und abgesandt war, enthielt das Bekenntniß einer schweren Schuld. Der junge Mann schreibt in demselben, daß ihn ein junges, nicht unbemitteltes Mädchen, das ihn sehr gern möge, in ihre Netze gelockt, und um ihn ganz an sie zu fesseln, ihn verführt habe. Er sey so schwach gewesen und habe ihr und ihren nächtlichen Besuchen nicht widerstanden. Schon lange habe ihn dieß gedrückt und er habe es ihr (der Braut) gestehen wollen, stets aber sey ihm dann die Zunge wie gelähmt gewesen. Jetzt aber lasse es ihm keine Ruhe mehr und ein Vorfall in der vergangenen Nacht (zwischen dem 4—5ten) zwinge ihn jetzt, seine Schuld zu bekennen; er füge hiemit aber die feste

Versicherung seiner Reue und das Versprechen seiner Besserung hinzu und hoffe, sie werde ihm verzeihen und ihn mit leichtem, frohen Herzen den Tag ihrer ehelichen Verbindung herbeisehnen lassen. Jener angedeutete Vorfall, der den jungen Mann so erschütterte und zum Bekennen seiner Schuld zwang, bestand nun nach jenem Briefe in nichts Geringerem, als daß er am vergangenen Abend (den 4ten) den Besuch des Mädchens erhalten hatte, welche die Nacht bei ihm geblieben war. Um zwölf Uhr wurden Beide aus ihrem Taumel durch einen heftigen Schlag gegen die verschlossene Thüre aufgeschreckt; dieselbe öffnete sich und Beide sahen eine weibliche Gestalt, wie eine weiße, lichte Nebelmasse, in der Thüre stehen, auf das Bett hinstarren und plötzlich mit einem tiefen, seufzenden „Ach!“ wie ein unterdrückter, gedämpfter Schrei, verschwinden, worauf die Thüre nach wie vor fest verschlossen war. Der junge Mann hatte in der Gestalt sogleich seine Braut erkannt und war in der größten Bestürzung und Verzweiflung. Sein Gewissen erwachte und vermochte ihn zum Bekenntniß seiner Schuld. Er hielt, wie der Brief deutlich aussprach, die Erscheinung für eine Mahnung des Himmels, sich zu bessern und durch freies Bekenntniß sein gedrücktes Herz zu erleichtern. Die Ahnung ihrer Krankheit und ihres Todes erwachte erst später, nämlich einen Tag darauf, nachdem er in der folgenden Nacht (5—6ten) zwei Träume

gehabt hatte, von welchen ein späterer Brief an die Mutter und ein anderer an mich selbst Nachricht gibt. Der erste Traum um Mitternacht (um die Zeit, wo die Kranke ihre zweite phantastische Reise machte) zeigte ihm die Gestalt seiner Braut, welche ihm freundlich verzieh und ihm sagte, daß sie sterben müsse und wünsche, daß er seine Schuld und Sünde bereuen und durch wahrhafte Besserung sich wieder ruhig und glücklich fühlen möge, wobei sie so glänzend und freundlich ausgesehen, er aber vor Angst und Schmerz im Traume entsetzlich geweint habe. Nach dem Erwachen sey es ihm gewesen, als höre er öfters seinen Namen rufen, aber von einer zitternden Stimme und beängstigt, worauf ihn ein heftiges, unnennbares Weh ergriffen habe, wie sich sein Brief an mich ausdrückt. Nachdem er wieder eingeschlummert sey, hatte er am Morgen zwischen sechs und sieben Uhr (also in der Sterbestunde) folgenden Tranm, den er in seinem Briefe an mich ausführlich so erzählt: „Ich sah sie plötzlich vor mir und etwa in dem gestörten Wesen und Anzuge, wie sie den entscheidenden und mein Lebensglück zerstörenden Augenblick der Auflösung entgegenrang. Sie zu umarmen war ich unfähig und in wenigen Minuten war sie, wie durch einen Zauberschlag, auf dem Ufer eines reißenden Stromes jenseits und winkte ängstlich und sehnend. Jetzt steigerte sich meine Angst auf's Höchste und ich wagte es zu versuchen, ihr nachzukommen.

Es war eine Brücke über jenen Fluß, jedoch zur Hälfte ganz und zur Hälfte zerstört. Auf jener Seite war, wie es schien, die Brücke in einem sehr guten Zustande und oben überwölbt; das geliebte Wesen trat bis auf den äußersten Rand nach mir zu, von da ab aber war die Brücke zerstört und zu mir herüber lagen nur einzelne, aber sehr starke Balken. Da ich mich entschloß, einen Balken zu betreten und zu versuchen, ob mich mein Muth hinüber tragen oder mich der Schwindel in den Fluß hinabstürzen würde, so faßte sie jenseits den Balken fest an, als ob sie ihn halten wolle, und ich schritt in der fürchterlichsten Angst vorwärts. Allein nach wenigen Schritten vorwärts wich Alles unter mir, oder ich gleitete ab, oder der Balken brach, kurz ich stürzte mit lautem Schrei hinab und mit dem Auffahren aus dem Traume war ihre Gestalt verschwunden." — Diese beiden Träume in derselben Nacht erweckten in ihm die Ahnung und den marternden Gedanken an ihren Tod; diese Marter wurde noch dadurch erhöht, daß er am Tage vorher ein trauriges Geständniß in seinem abgesandten Briefe gemacht hatte, welches nun, zu seinem größten Nachtheile, zur Kenntniß der Familie gelangen mußte, wie dieß denn auch wirklich so war. — In seinem Briefe an mich erzählt mir der junge Mann, daß seine geliebte Verblichene stets die Ueberzeugung in sich getragen habe, daß sie nie verheirathet werden würde; auch habe sie einen

großen Hang zur Schwermuth und Trauer gehabt und in solchen Stunden habe ihn, von ihr entfernt, stets ein unbegreifliches Etwas gequält. Oft habe sie in solcher traurigen Stimmung, Nachts oder zeitig des Morgens, sehr laut und ängstlich ihn bei Namen gerufen und dieses Rufen sey von ihm vielfach vernommen worden, indem er aus einem halbschlummernden Zustande mit einer gewissen Beklemmung um ihre beiderseitigen Verhältnisse erwacht sey. —

12. Eine Geisterseherin.

Henriette Kunkel, Invalidenfrau, befindet sich jetzt in ihrem 54sten Jahre und hat niemals besondere Krankheiten gehabt. Sie ist groß und hager, blaß im Gesicht und stark pockennarbig; ihr Auge blitzt aus buschigen Augenbrauen hervor und hat einen eigenthümlichen stechenden Glanz. Die Frau macht durch ihren männlichen, kräftigen Sinn, durch ihr determinirtes Wesen bei aller schlichten Einfalt, durch ihren festen Glauben an Geister und an die Realität ihrer Erscheinungen und durch ihre Freudigkeit und Ruhe bei der Unterhaltung über diesen Gegenstand einen wunderbaren Eindruck. Sie entsinnt sich nur zu Zeiten, wenn sie krank oder kränklich war, Erscheinungen gehabt zu haben und da sie früher nie krank gewesen ist, als vor einem Jahre, so hat sie auch nur dann nach ihrem Ausdrucke Geister gesehen.

Eines einzigen Falles entsinnt sie sich im Jahre 1806, als sie 24 Jahre alt und zum ersten Male schwanger war; sie wachte damals in einer Nacht auf, als ob sie geweckt würde; sie sah jedoch Niemanden im Zimmer, als ihre Mutter, welche neben ihr schlief. Plötzlich sah sie vor ihrem Bette auf dem Erdboden ein helles Licht aufleuchten, welches in allen Farben des Regenbogens spielte und in einer ewigen Kreisbewegung zu seyn schien. Sie starrte das wunderbare Licht an, welches das ganze Zimmer erhellte und ihre Augen fast blendete; nachdem sie sich von ihrem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, rief sie den Namen ihrer Mutter, um dieser das Licht zu zeigen. Sogleich aber fing das Licht an, im mannigfaltigsten Farbenwechsel eine heftige Kreisbewegung zu machen, zu welcher sich ein Zischen, Knarren und Knistern hinzugesellte, als ob Sand zertreten würde, unter welchem Geräusch es in den Erdboden versank. Die Mutter hörte noch beim Erwachen ein seltsames Geräusch, schalt aber die Tochter bei ihrer Erzählung aus. Seit jener Zeit vernahm die Frau Kunkel nichts von fremdartigen Erscheinungen um sie, bis im Oktober 1833. Sie war seit acht Tagen an einem Rheumatismus in den Armen und im Rücken bettlägerig gewesen, übrigens durchaus fieberlos und mit keinen Geistergedanken beschäftigt. Am 9. Oktober Abends kam ihr Mann halbbetrunken nach Hause und legte sich nach einem heftigen Wortwechsel mit der Frau,

welche ihm über sein Leben die bittersten Vorwürfe machte, zu Bette; ihre drei Kinder schliefen auch noch in demselben Zimmer, welches vollkommen dunkel war. Nch a Verlauf ven einer Viertelstunde fühlte sie plötzlich, daß Jemand von ihren Schultern herab die Bettdecke entlang wie mit der Hand strich; dies wiederholte sich öfters, worauf die Frau in dem Wahne, daß es ihr Mann sey, der sie besänftigen wolle, nicht achtete und sich deshalb schlafend stellte. Als jedoch das Streichen nicht nachließ, so fuhr sie scheltend auf und wies ihren Mann, den sie in einer in der Dunkelheit vor ihrem Bette stehenden undeutlichen Gestalt zu erkennen glaubte, zur Ruhe, worauf auch das Streichen nachließ. Nach kurzer Zeit jedoch fing das Streichen wieder an; die Frau sah sich um und erblickte nun die Gestalt eines Kindes, das sie für ihren ältesten Sohn hielt. Sie wies auch diesen mit heftigen Scheltworten zur Ruhe und drehte sich um. Aber nun fing das Streichen heftiger an, und nun erst wurde sie aufmerksamer, als ihr Sohn Fritz auf ihr Rufen und Schelten erwachte und versicherte, daß er im Bette liege und dasselbe nicht verlassen habe. Nach einiger Zeit fing das Streichen und Zupfen an der Bettdecke wieder an; jetzt fing die Frau sich zu fürchten an, sie sah sich scheu um und es stand, wie vorher, die Gestalt eines Knaben vor ihr, dessen Gesicht sie aber nicht erkennen konnte. Plötzlich sah sie das ganze Zimmer von vielen Ge-

stalten angefüllt, unter denen ihr besonders eine große Dame auffiel, die sich ihr näherte; um jene weibliche Gestalt drängten sich besonders sechs kleinere Gestalten, welche die Frau Kunkel für drei Knaben und drei Mädchen erkannte und die sie für Kinder jener Dame hielt. Sämmtliche Gestalten im Zimmer konnte sie erkennen, obgleich es eine sehr dunkle Nacht war und kein Licht sich im Zimmer befand. Die Frau Kunkel beschreibt die Gestalten als graue Nebelgestalten, an denen sie aber dennoch die Kleidung erkennen konnte, welche schwarz war und nach altmodiger Art zugeschnitten. Es war ihr, als ob die Gestalten durch sich selbst Licht ausströmten, auch schienen sie ihr an den Umrissen deutlicher zu seyn, als an den übrigen Theilen. Jene erwähnte große Dame trat zum Bette und winkte; auch winkten ihr sämmtliche Gestalten zu und dann will sie sehr oft die Worte: „Komm mit, es brennt;" gehört haben. Nachdem nun die Frau Kunkel ihre anfängliche Angst etwas verloren hatte, folgte sie dem Rufe und stand auf, worüber sich die Gestalten zu freuen schienen, indem sie lustig durcheinander hüpften. Plötzlich trat eine dunklere männliche Gestalt aus der Menge der andern Gestalten hervor und ging auf die große Dame zu, mit welcher er heftig, aber in einer Sprache, die sie nicht verstand, redete. Zuletzt glaubte sie die Worte zu hören: „sie soll es dennoch haben!" Während dieses heftigen zankartigen Zwiegespräches

hatte die Frau Kunkel verwundert zugesehen; wie die festverschlossene Thüre auf- und zuging und die Gestalten kamen und gingen. Die Dame zeigte nun nach der Thüre, welche nach der Küche ging, auf deren Fußboden eine Fallthüre in den engen Keller führte. Die Frau Kunkel mußte in der Küche auf den Wink der großen Dame die Fallthüre aufheben und erblickte in der Mitte des Kellers eine kleine Flamme auf dem Erdboden. Die sie umringenden Gestalten deuteten ihr mit Gesten an, auf jener Stelle nachzugraben, auch hörte sie die Worte: „da liegt es, so lang, so breit!“ Die Frau Kunkel, welche mittlerweile alle Furcht verloren hatte, sagte aber, daß sie nicht graben könne, da sie keinen Spaten im Hause habe und ihre Arme (durch den Rheumatismus) gelähmt seyen; auch fragte sie, ob sie nicht am folgenden Tage graben könne? Da legte die Dame ihre Hand auf den Nacken und den Rücken der Frau Kunkel, wodurch in jenen stets heißen und schmerzhaften Theilen das Gefühl der Kühlung und Schmerzlinderung entstand; von dem Augenblicke an waren die rheumatischen Schulterschmerzen fort und sind seit jener Zeit nicht wiedergekommen, obwohl sie früher öfters, jedoch im Vergleich mit dem damaligen Uebel, nur gering daran gelitten hatte. Die Dame sagte ihr zugleich, daß es am andern Tage noch Zeit sey. Plötzlich hörte sie die Stimme ihres wachgewordenen Mannes, der nach ihr rief. Die Gestalten waren

plötzlich wie verschwunden und die Kunkel eilte in's Zimmer hinauf, wo sie Licht anzündete, um im Gesangbuche zu lesen. Ihr trunkener Mann ärgerte sich darüber und lachte sie auf ihre Erzählung, daß hier Gestalten im Zimmer gewesen seyen, aus, sprang aus dem Bette, als sie die Lampe auszulöschen sich weigerte, ergriff einen Stock, stieß seine Frau mit dem Fuße auf die Erde und wollte sie schlagen; aber plötzlich fühlte er sich nach seinem eigenen Ausdrucke (gegen mich) wie gebunden oder wie festgehalten und diese Empfindung stimmt mit dem überein, was die schluchzende Kunkel sah. Sie erblickte nämlich (ihr Mann hatte in seiner Wuth die Lampe ausgeblasen) die vorigen Gestalten in großer Menge um ihren Mann gedrängt, als ob sie seine Arme hielten und am Schlagen hindern wollten. Der Mann erzählt mir, daß ihm in diesem Augenblicke ganz unheimlich und schauerlich zu Muthe geworden sey, wie derselbe denn auch seit dieser Zeit ungemein furchtsam ist, nicht mehr unmäßig trinkt und nur sehr ungern sowohl des Abends als am Tage allein bleibt. Nach jener Scene erhob sich die Frau Kunkel und legte sich in's Bett, wie auch ihr Mann that, der auch sogleich wieder einschlief. Nun waren alle früheren Gestalten wieder da, ja sie vermehrten sich auch in jedem Augenblicke dergestalt, daß es der Frau Kunkel unmöglich schien, daß ihr kleines Zimmer so viele Menschen fassen könne. Nun begann ein lautes

Rauschen im Zimmer, und Werfen wie mit Sand, und ein Besprengen, wie mit Wasser, was die Frau Kunkel deutlich fühlte. Auch ihr Mann wurde, wie sie sah, stark besprengt und warf sich in Folge davon unruhig hin und her, was die neckenden Gestalten zu ergötzen schien. Je lauter und lustiger das Treiben der Gestalten im Zimmer zu werden schien, desto unheimlicher wurde ihr der ganze Spuk. Plötzlich sah sie an den Fenstern von außen mehrere weiße, lichte Gestalten stehen, die einen hellen Schimmer um sich verbreiteten; am andern Fenster, auch von außen, stand ein schwarzes, schrecklich aussehendes Scheusal, welches grinsend in's Zimmer hineinsah. Als die Frau Kunkel voller Angst fragte, wer jene Gestalten seyen, antwortete ihr die große Dame (wie es ihr schien) tiefseufzend, die lichten Gestalten seyen seligere Geister, der andere aber sey der Böse. Allmählig wurde die Kunkel immer dreister und besah sich die verschiedenen Gruppen der Gestalten im Zimmer. Die Geister im Zimmer waren alle in ihrer gewöhnlichen Kleidung, die sie vielleicht im Leben getragen hatten; aber die lichten Gestalten am Fenster beschreibt sie ganz anders; dieselben hätten eine eigenthümliche, das Haar verhüllende Kopfbedeckung und dann ein langes, weißes glänzendes Faltenkleid getragen, das durch einen ebenfalls weißen Gürtel festgehalten worden sey *). Uebrigens wechselten die Gruppen der Ge-

*) Man sehe die Seherin von Prevorst.

talten im Zimmer jeden Augenblick; es kamen immer
ieue herein und andere gingen; es gab keinen Raum
m Zimmer, welcher nicht mit Gestalten besetzt ge=
vesen wäre; gegen Morgen indeß verminderte sich
as Gewirre derselben. Die Frau Kunkel, dreist ge=
vorden, bot den Gestalten die Hand, um sich von
hrer Wirklichkeit überzeugen zu können, sie schüttelten
ber mit dem Kopfe; nur jene oft erwähnte große
)ame, welche die Frau als sehr schön und von ein=
ehmenden Gesichtszügen beschreibt, legte ihre Hand
eundlich in die ihrige, aber sie fühlte beim Zusammen=
ücken nichts und überzeugte sich (wie sie sagte),
ß die Gestalt ein Schatten sey. — Um 5 Uhr
Morgens wurde ihr ältester Knabe wach und ver=
ngte sein Zeug; als er nach demselben griff, sah
e Frau mehrere Gestalten sich von dem Zeuge und
n der Stelle, wo dasselbe lag, wegbegeben und sich
Gedränge verlieren. Gegen 6 Uhr sah sie nichts
hr von allen Gestalten. Sobald der Tag anbrach,
hte sich die Frau einen Spaten zu verschaffen, um
h Besorgung der Wirthschaft im Keller zu graben.
r Mann wunderte sich über ihr Wohlseyn und ihre
hendigkeit, da sie doch in den letzten acht Tagen
Gliederreißen gelähmt gewesen sey. Zwischen
— 12 Uhr erblickte sie plötzlich in der Küche die
stalt der oben beschriebenen Dame, die ihr zuwinkte,
Finger auf den Mund legte und dann verschwand.
s nahm die Frau für eine Aufforderung, im Keller

zu graben. Als sie die Fallthüre aufhob, sah sie in der Mitte des Kellers ein Loch in der Erde und die nebenliegenden Kartoffeln von der schwarzen Erde des Kellers und von dem darunter befindlichen weißen Sande überstreut. Sogleich fing sie an weiter zu graben, schon stieß sie auf einen harten Gegenstand, als plötzlich die scheltende und fluchende Stimme ihres zurückkehrenden Mannes erscholl, worauf es (nach Aussage der Frau) in der Erde anfing, mit dem Getöse eines kochenden und quäckernden Breies zu sinken. Erschreckt lief die Frau hinauf und erzählte es dem Mann, der nun mit spitzen Stangen überall, besonders auf das eingesunkene Erdreich in der Mitte des Kellers einstach, aber nichts finden konnte. Nach der Meinung der Frau mußte der Schatz in der Erde weitergerückt seyn, weshalb auch die Nachbarn den Erdboden ihrer Keller untersuchten, aber eben so wenig etwas fanden. Die Nachsuchungen konnten übrigens nur oberflächlich vorgenommen werden, da die kleinen Häuser, von denen die Frau Kunkel eines bewohnte, verkauft waren und die damaligen Bewohner sehr bald nach jenem Ereigniß ausziehen mußten. Ob der jetzige Besitzer, welcher namentlich das Haus, in welchem die Frau Kunkel wohnte, fast ganz einriß und zu einer Mestrichmühle einrichtete, etwas entdeckt und ob er überhaupt nachgesucht habe, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Uebrigens gehört jenes kleine Haus, wo die

Frau Kunkel die Erscheinungen hatte, zu den Wirthschaftsgebäuden eines früheren Spitals oder Klosters, welches für alte Frauen dicht daneben noch jetzt besteht. — Seit jener Zeit hat die Frau Kunkel, die jetzt in einer andern Gegend wohnt, nie wieder Anmahnungen an ein Geisterreich gehabt, ist aber von der Realität jener Geistererscheinungen so fest überzeugt, daß sie mir als felsenfesten Glauben aussprach, die Menschen blieben sicherlich nach dem Tode eben so gestaltet, als sie im Leben waren, denn alle Gestalten, die sie in jener Nacht gesehen habe, und die ganz gewiß nicht Einbildungen gewesen seyen, hätten außer Fleisch und Blut dieselben Gestalten gehabt, wie im Leben. Unser Leib sey nur Staub, unsere Seele dauere fort, nur sey es ein Schattenbild, denn sie habe es deutlich gefühlt, als die Erscheinung der Dame ihre Hand in die ihrige gelegt habe.

Und wegen dieses Glaubens der persönlichen Fortdauer nach dem Tode im Bilde und Gewande des Lebens, welchen Glauben jene Frau erst seit jener Erscheinungsnacht gewonnen hat, hat man die Frau für wahnsinnig gehalten und ausgeschrieen. Ich habe bei aller Nachforschung nicht die kleinste Spur von Wahnsinn an ihr entdecken können! — —

Mittheilungen aus dem Gebiete des inneren Schauens vom Neckar, Rhein und Main.

1.

Eine Erscheinung im Katharinenhospital zu Stuttgart.

Es befand sich zu Weinsberg eine unverheirathete weibliche Person von etlich und siebenzig Jahren Namens Geltenbotin. Sie hatte ein kleines Vermögen, war früher lange Zeit beliebte Dienstmagd in einem angesehenen Hause und lebte später für sich stille und ehrsam, zuletzt hier bei zwei Verwandten, neuverehelichten jungen Leuten, die sie schätzten. Es bot sich ihr öfters Gelegenheit dar, sich vortheilhaft verheirathen zu können, aber immer schlug sie, auch die besten Anträge, aus, man wußte nicht warum. Sie schloß sich aber nach solchen Anträgen meistens ein, trauerte und weinte bitterlich, ohne eine bestimmte Ursache anzugeben, jedoch vermuthete man, daß sie irgend etwas binde, selbst solchen Anträgen, die nur wünschenswürdig für sie seyn konnten, nicht Folge leisten zu können. Ich

weiß nicht, was sie am Ende ihres Lebens bewog, nach Stuttgart zu Bekannten zu ziehen, in deren Haus sie erkrankte und als krank in das dasige Katharinenhospital gebracht wurde.

Von ihrem Erkranken wurde ihren hiesigen Verwandten nichts bekannt gemacht. In einer Nacht aber wurde die junge Frau durch eine Berührung am Arme erweckt und sah die bleiche Geistergestalt ihrer alten Verwandtin vor sich. Sie schrie in der Angst ihrem Manne, aber als dieser erwachte, war die Erscheinung schon wieder verschwunden.

In der zweiten Nacht hörten sie ein Klopfen und Gehen im Zimmer und wurden sie, als sie eingeschlafen waren, beide durch eine Berührung geweckt. Besorgt um das Leben ihrer Verwandtin, reisen nun beide (nachdem sie mir vorher diese Vorfälle erzählt) nach Stuttgart ab, trafen aber die Alte schon in der Todtenkammer des Katharinenhospitals.

Als sie in das Krankenzimmer kamen, in dem ihre Verwandtin gestorben, erfuhren sie nachstehende Begebenheit, die sie mir nachher erzählten, die ich aber von der Quelle erfahren wollte, weßwegen ich mich an Herrn Dr. Cleß, Vorstand des Katharinenhospitals wandte, der nach Vernehmlassung der Personen mir dann wörtlich Folgendes schrieb:

Die Verstorbene lag mit drei andern Kranken in Einem Zimmer, einem Dienstmädchen, die zur Zeit des Todes der Geltenbotin in der Recon-

valescenz von einer Lungenentzündung war, einem zweiten Dienstmädchen, die an Bleichsucht mit Lungentuberkeln leidet, und einer armen, aber in ganz gutem Rufe stehenden Schreinersfrau, Namens Sophie Rommel von hier, mit Hydrothorax auf dem Wege der Besserung. Letztere Kranke, die am entferntesten von der Geltenbotin, nahe an der Thüre des Zimmers liegt, hatte in der Nacht, die der Todesnacht der Geltenbotin voranging, folgende Erscheinung: „Ich lag, das sind ihre eigenen Worte, wie in einem Halbschlaf (im magnetischen Traumring) Morgens fünf Uhr, als die Zimmerthüre sich öffnete und eine männliche Gestalt von mittlerer Größe, entblößtem Haupte, mit eisgrauen Haaren und wunderbar glänzenden Augen, einen mit Silber beschlagenen Stock in der Hand und gekleidet wie die Herrn aus den höheren Ständen, sich meinem Bette näherte und folgenden Vers langsam sprach:

„Ich armer Mensch, ich armer Sünder,
Steh' hier vor Gottes Angesicht.
Ach Gott! ach Gott! verfahr' gelinder
Und geh' mit mir nicht in's Gericht.
Erbarme dich, erbarme dich
Gott mein Erbarmer über mich!“

Nachdem er diesen Vers geendet hatte, bat er mich, ihn zu behalten, entfernte sich langsam, ging an das nächste Bett der Bleichsüchtigen, über die er sich nur hinneigte, ohne etwas zu sprechen, und eben so an

'as dritte mit der nämlichen Bewegung, bis er zu
em vierten Bette der Geltenbotin kam.

Mit dieser sprach er leise, ohne daß ich es ver=
and längere Zeit und endete mit den laut ausge=
rochenen Worten: „Nun Magdalene, sind wir
ersöhnt!"

Bei diesen Worten raffte ich mich auf, blickte
äber nach der Geltenbotin, diese schien zu schlafen
nd die Erscheinung war verschwunden. Die Gelten=
tin, die bald darauf den Geist aufgab, sprach sich
icht mehr darüber aus."

Nimmt man nun zusammen: Erstens den Kummer,
n die Geltenbotin nach jedem neuen Heirathsan=
age äußerte, als schien sie durch irgend etwas ge=
nden zu seyn, sich verheirathen zu können, dann
re Erscheinung sogleich nach dem Tode bei ihren
erwandten zu Weinsberg, denen sie vielleicht noch
vas anvertrauen wollte, und endlich die Erscheinung
ies männlichen Schattens noch vor ihrem Todten=
tte mit jenem Verse als Bußgebet und dem Aus=
uche: „Nun Magdalene! sind wir versöhnt!" —
scheint aus all' diesem unumstößlich hervorzugehen,
daß die Verstorbene ein Geheimniß im Leben bei
trug, das sich durch diese Begebenheiten während
nach ihrem Tode wenn auch nicht völlig offenbart,
h einigermaßen ahnen läßt.

2.

Die drei heiligen Messen.

Ein dem Einsender persönlich bekannter, achtungswerther, zuverläßiger Mann in einer Stadt am Rhein schrieb Ende April 1835 das Nachstehende, wobei man die Namen bloß mit den Anfangsbuchstaben bezeichnen zu dürfen geglaubt hat.

„Vor mehreren Wochen besuchte ich (den katholischen) Hrn. Pfarrer N—, der mir unter Anderem Folgendes mittheilte: Es sey vor wenig Tagen ein Dienstmädchen zu ihm gekommen, und habe ihm gesagt, daß sie schon mehrmals des Abends, wenn sie in der Küche beschäftigt gewesen, durch die Erscheinung eines Geistes beängstigt worden sey; sie habe dieses ihrer Dienstfrau gesagt, welche ihr gerathen habe, den Geist um sein Begehren zu befragen. Dieß habe sie auch gethan, und die Erscheinung habe ihr geantwortet, sie soll drei heilige Messen lesen lassen und den nächsten Charfreitag barfüßig auf den Kirchhof gehen; das Mädchen habe hinzugefügt, sie sey Protestantin, allein sie wolle jedenfalls die heiligen Messen gelesen haben. Der Herr Pfarrer nahm keinen Anstand, diese Bitte zu erfüllen. Ihm und mir fiel die Sache zwar auf, allein wir legten doch kein besonderes Gewicht darauf. Später verbreitete sich jedoch die Sage von diesen mehrmaligen Erscheinungen mehr und mehr, und zuletzt, als der Charfreitag eintrat,

ieß es, das Mädchen habe jenen Gang gethan, und
uf dem Kirchhofe habe ihm der Geist die Hand
:reicht.

„Zuerst hatte ich Gelegenheit, den Herrn des
auses, worin das Ereigniß vorfiel, zu sprechen.
r schien nicht gern in diese Unterhaltung eingehen
wollen, stellte jedoch den Vorfall nicht in Abrede,
ır auch nicht der Meinung, einen scherzhaften
cent auf seine Aeußerungen zu legen. Mir war
indessen interessant geworden, Näheres zu erfahren,
d ich war endlich so glücklich, das Mädchen selbst
s Veranlassung eines Geschäfts in meiner Wohnung
sprechen.

„Als ich sie fragte, ob sie mir wohl eine genaue
ttheilung ihrer fraglichen Erfahrung machen wolle,
rbot sie sich ganz unbefangen hiezu. Dieß Mädchen
:t L — b, ist bei K — zu Hause, 28 Jahre alt,
dient dermalen als Köchin bei der Familie R —
neiner Nachbarschaft.

,Sie erzählte, vor ungefähr acht Wochen habe sie
ersten Mal etwas gesehen; sie habe geglaubt,
ı weißen Pudelhund auf dem Hausgang zu sehen,
sie aber die Gestalt habe näher betrachten wollen,
sie nichts mehr gesehen. Darauf habe sie
ht, sich getäuscht zu haben, und die Sache nicht
tet; nach einiger Zeit habe sich jedoch diese Er-
ıung wieder eingefunden. Damals sey noch ein
:hen in der Küche bei ihr gewesen, zu welchem

sie gesagt habe: Sieh einmal, was da ein schönes Hündchen ist! Auf die Erwiederung des Mädchens, daß man meinen müsse, sie sey ein Narr, es sey ja kein Hündchen da, habe sie dann abermals nichts mehr gesehen. Bestimmte Umrisse von einer Hundsgestalt habe sie nicht wahrgenommen; es schien ihr nur so, als wenn sie im Blick dergleichen gesehen hätte; später erschien ihr aber eine weibliche Gestalt, in ein weißliches Florgewand so dicht eingehüllt, daß sie das Gesicht nicht erkennen konnte. Die Erscheinung verschwand sehr bald wieder, plötzlich; ohne sich zu entfernen, auf der Stelle.

„Da man dem Mädchen gerathen hatte, den Geist anzusprechen, so faßte sie den Entschluß, dieses zu thun. Sie sah bald darauf des Abends gegen sieben Uhr, nachdem ihr Dienstherr drei Minuten zuvor bei ihr in der Küche gewesen (er kam öfters, weil er die Erscheinung sehen wollte), die Erscheinung über den Gang zur offenstehenden Küchenthüre hereinschweben. Nun faßte das Mädchen den Muth und sagte wie sie unterrichtet worden: Alle guten Geister loben Gott den Herrn; Geist, was ist dein Begehren? Hierauf habe, sagt sie, die Erscheinung klar und deutlich geantwortet, sie gehe schon sieben Jahre, sie, das Mädchen, könne sie erlösen und müsse sie erlösen; sie solle drei heilige Messen lesen lassen, ein halb Pfund Wachs opfern, und auf Charfreitag barfüßig auf den Kirchhof gehen und neun Vaterunser beten. Nach

dieser Antwort habe das Mädchen geschrieen: Herr R—! und sey ohnmächtig zu Boden gestürzt; als sie wieder zu Sinnen gekommen, habe Herr R— und die andern Dienstmädchen sich eingefunden gehabt; ihre Dienstfrau, welche gerade Wöchnerin gewesen, sey vor Schrecken krank geworden; sie sey nun ernstlich bedacht gewesen, die Messen lesen zu lassen; man habe sie zu dem Kaplan von St. E— geschickt; derselbe habe nach Vernehmung des Vorfalls sich vorbehalten, zuvor mit seinem Pfarrer zu reden, und habe ihr nachher sagen lassen, es sey nichts an der Sache, man glaube an dergleichen nicht. Sie habe damals gesagt: desto besser, dann sparst du auch dein Geld. Allein am dritten Abend nachher habe sich die Erscheinung wieder eingefunden, und sie, das Mädchen, habe gleich geschrieen, sie wolle ja Alles thun, worauf der Geist vor ihren Augen auf der Stelle verschwunden sey. Denselben Abend sey sie noch zu Pfarrer N— gegangen, der sie tröstlich und vernünftig aufgenommen und auch ihr Gesuch nicht abgewiesen habe. Alles sey sodann ruhig gewesen; am grünen Donnerstag hätten die Mädchen im Hause in sie gedrungen, den folgenden Tag den Gang auf den Kirchhof zu thun; sie habe damals geantwortet, dieß sey gefährlich, sie könne durch Verkältung krank werden, und sey wirklich nicht entschlossen gewesen hinauszugehen. Allein des Nachts sey sie aufgerüttelt worden, sie habe beim Erwachen den Geist vor sich

stehen sehen, und sogleich geschrieen, sie wolle Alles thun; derselbe sey sodann plötzlich verschwunden. Den andern Tag habe sie in Begleitung eines andern Dienstmädchens den Gang verkleidet als Bäuerin (weil viele Leute darauf aufmerksam waren, und um dieser Aufmerksamkeit zu entgehen) angetreten. Als sie vor dem M—thore angelangt, wo der Weg rechts in das Gartenfeld und links ein Weg nach dem Kirchhofe führt, sey der Geist zu ihr gekommen und habe sie begleitet. Auf diesem Gange sey sie ohne alle Furcht gewesen. Das andere sie begleitende Mädchen habe sie mehrmals gefragt, warum sie denn nicht auf dem Pfad gehe; dieß habe aber nicht seyn können, weil der Geist sich darauf fortbewegt habe.

„Auf dem Kirchhof angekommen, habe sie sich vor das große Kreuz geknieet, die Gebete verrichtet, und als sie damit geendet, habe der Geist ihr die Hand gereicht, da habe sie dann auch das Gesicht des Geistes erblickt; die Augen der weiblichen Erscheinung hätten sie klar und sanft angesehen. Die dargereichte Hand habe sie nicht angenommen, und sie sey vor Schrecken von Sinnen gewesen. Seitdem sey Alles ruhig.

„Sie antwortete mir auf alle Fragen äußerst unbefangen, und äußerte, sie sey gar nicht furchtsam, und habe von jeher jede Stunde in der Nacht auf den Speicher und überall hingehen können, wenn etwas zu holen gewesen sey. Uebrigens habe sie vor

vier Jahren hier in der A — gasse und mehrere Jahre zuvor auf der Brücke zu K — einen Geist gesehen. Diese Unterredung war am vergangenen Sonntag; meine Frau und Pr. F. hörten im Nebenzimmer Alles mit an. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf uns Alle; die unbefangene, kunstlose und so lebendige Erzählung des Mädchens dringt einem unwiderstehlich Ueberzeugung auf.“

Der Schluß beweist an diesem Dienstmädchen die Gabe des Geistersehens überhaupt; aus dieser Ursache näherte sich ihr der Geist, welcher erlöst zu werden verlangte. Daß der Erzähler vorsichtig und genau untersucht hat, ergibt sich aus seinem Bericht. Die Seherin ist Protestantin, war also am wenigsten darauf gefaßt, einen Geist auf die verlangte Art erlösen zu können. Daß der Kaplan und sein Pfarrer sie abwiesen, geschah aus vermeinter Aufklärung; Pfarrer N — that, was seines Amts und Glaubens war. Um die Sache wußten mehrere Personen, die Dienstherrschaft und anders Gesinde; ein Spuk von letzterem ist nicht denkbar, weil der Geist ihr bei hellem Tag und unter freiem Himmel erschien. Die weiße Farbe des Geistes beweist, daß er nicht zu den schlimmern gehörte und seine Beruhigung leicht war. Dießmal fing die Manifestation nicht mit dem Gehörreiz an, sondern es zeigte sich sogleich dem Auge

ein unbestimmtes Gesicht, wie das eines weißen Hundes, worüber sich weiter nicht urtheilen läßt, indem die Phantasie der Sehenden diese Form hinzugeschaffen haben kann. Die abschreckende Erwiederung des andern Mädchens entfernte den Geist, oder setzte die Sehende außer Ekstase, scheuchte ihr Gemüth in das äußere Sinnenleben zurück.

Wie nun aber drei bezahlte Messen, ein halb Pfund Wachs und neun Vaterunser, barfuß auf dem Kirchhof gebetet, jener unruhigen Seele habe helfen können, und ob die Protestantin recht gethan, sich darauf einzulassen, ist die Frage.

Daß die katholische Kirche für das Halten der Messe sich eine kleine Gebühr erlegen läßt, ist einmal Herkommens, ob mit Recht oder Unrecht, hatte weder der Geist noch die Seherin nothwendig zu fragen, und einigermaßen dient es zur Verhütung von anderm Mißbrauch, wenn es auch selbst ein solcher wäre; wir kennen ja auch in der evangelischen Kirche den Beichtpfennig und andere Jura stolae. Die erschienene Geistin war im Leben ohne Zweifel römischer Confession; sie wollte geholfen haben durch eine feierliche Fürbitte im Namen des Heilandes nach den Begriffen ihrer Kirche, durch das, was sie für das wirksamste Mittel zu halten gelernt hatte; dazu gehörte eine dreimalige Seelmesse, ein Opfer für die dabei gebräuchlichen Kerzen, und ein dreimal dreimaliges Vaterunser. Dieses Begehren ging aus dem

Glauben, und den Glauben sieht der Herr an; die Form seines Ausdrucks ist mehr oder minder gleichgültig. Die Protestantin, eine einfache Magd, wußte kein besseres Mittel, dieser Seele Frieden und sich Ruhe zu verschaffen, als daß sie ihren frommen Willen buchstäblich erfüllte, und sie that wohl daran; denn ihr Thun ging auch aus dem Glauben und aus der Liebe, und der Herr sieht das Herz an. Sie hätte sich die Ausgabe und den Gang mit bloßen Füßen wohl ersparen können, wenn sie die Gabe gehabt hätte, durch ihren Unterricht und ihr Gebet den Glauben jener unruhigen Seele über das Confessionelle zu erheben, sie unmittelbar zu dem Erlöser zu führen, und ihr mit Bestand der Wahrheit einzubilden, daß allein in seinem Namen, unabhängig von menschlichen Verordnungen, daß in seiner Anrufung und hohenpriesterlichen Fürbitte die Seligkeit durch sein Verdienst zu finden sey. Sie würde sie dadurch weiter gefördert haben; aber das zu leisten war sie nicht im Stande, und jene hätte vielleicht nur mit vieler Mühe, bei oft wiederholten Besuchen, dafür empfänglich gemacht werden können, wie so viele fromme Christen aller Kirchen nur die Ordnung ihrer Kirche für seligmachend halten wollen. So war es mithin wohlgethan, daß sie durch das verlangte bildliche oder rituelle Mittel sie befriedigte, da sie ihr das Wesen nicht unmittelbar zu geben vermochte. Die stellvertretende Bußübung oder Demüthigung in

dem Bittgang mit bloßen Füßen ist hiebei nicht außer Acht zu lassen, deßgleichen die Zahl, die im ganzen seelischen Reich sehr bedeutend und wirksam erscheint. Auch die sieben Jahre des Umgehens gehören dahin, und merkwürdig ist, daß die Geistin in der Passionszeit und schon voraus die Vorbereitung traf, um am Todestage des Herrn endlich Theil an seiner Versöhnung zu finden. Es liegt hierin, nämlich in den heiligen Zeiten, Etwas, was für dieses Fach von Wichtigkeit ist.

Also man merke: dieser umgehenden Seele mußte durch die Fürbitte nach dem Ritus ihrer Kirche, worauf sie Werth legte, geholfen werden. Im Grunde half ihr der Glaube an den Heiland.

— y —

Nachtrag.

Im August desselben Jahrs meldet der Freund, welchem wir obige Nachricht verdanken, Folgendes:

— „Die Magd wurde nicht mehr von dem weiblichen Geist beunruhigt. Allein nun erschien ihr auf einmal ein männlicher Geist von großer Gestalt in grauem Gewande, am Leibe mit einem Gürtel eng zusammengehalten, mit kleinem zusammengedrückten Gesicht und großen Augen. So erzählte das Mädchen und setzte hinzu, dieser Geist habe mit ihr gesprochen und habe ihr gesagt, sie solle im Keller unter einer

Platte linker Hand holen, was daselbst verborgen liege. Der Dienstfrau war dieser neue Vorfall höchst unangenehm; sie erklärte dem Mädchen, sie zweifle nicht an der Wahrheit ihrer Angaben; wofern sie aber ihren andern Mägden die Sache mittheilen werde, so werde sie denselben sagen, sie, die Geisterseherin, sey eine phantastische Person, um Ruhe zu erhalten. Ich sprach die Dienstfrau, sie fand sich durch die Sache sehr angegriffen, und äußerte, sie fürchte die Wohnung vor Ablauf ihrer Miethzeit verlassen zu müssen. Das Mädchen sprach ich ebenfalls; sie weinte über diese Begegnisse, und sagte unter Anderem, es sey hart für sie, daß man in ihre Angaben Zweifel setze; man habe ihr sogar schon gedroht, die Polizei werde sie aus der Stadt weisen, wenn sie nicht aufhöre, Dinge in Umlauf zu bringen, die nicht wahr seyn könnten.

„Später hat die Dienstfrau für gut befunden, das Mädchen fortzuschicken, um, wie sie glaubte, dadurch Ruhe zu erhalten. Sie nahm ein Mädchen aus F. in Dienste, das noch nie in hiesiger Stadt gedient hatte, und gebrauchte die Vorsicht, ihren andern Mägden ernstlich anzuempfehlen, der neuen Magd ja nichts von der Geistergeschichte zu sagen; diese Person soll ein robustes und munteres Mädchen gewesen seyn. Nachdem sie die erste Nacht in der Stube geschlafen hatte, worin der Geist dem vorigen Mädchen mehrmals erschienen war, erzählte sie des

Morgens den andern Mädchen, sie habe vergangene Nacht im Traum einen Mann in der Stube gesehen, und beschrieb diese Traumerscheinung gerade so, wie der graue männliche Geist von ihrer Vorgängerin beschrieben worden war; sie legte aber durchaus keinen Werth auf diesen Traum. Nach der zweiten Nacht erzählte sie, nun habe sie aber in vergangener Nacht ganz wachend den grauen Mann in ihrer Schlafstube gesehen; sie soll dabei keine Furcht gezeigt, sogar gescherzt und gesagt haben, wenn die Erscheinung wieder käme, würde sie dieselbe anreden. In der dritten Nacht fiel nach ihrer Aussage Folgendes vor. Sie lag wachend im Bette und das Licht brannte noch; da hörte sie in dem Zwischenboden der Stube, der sich oben an der Decke befindet, wohin eine in der Stube angebrachte Stiege führt, ein Gepolter. Bald hernach entstand ein dichter Nebel mit entsetzlichem Leichengeruch begleitet in der Stube, und zugleich stieg die graue Geistergestalt, aus dem Zwischenboden kommend, die schmale Stiege herunter, stellte sich in einen Winkel, und sah von Zeit zu Zeit das Mädchen an, welches außer Stand war, sein Vorhaben, die Erscheinung anzureden, auszuführen, indem der große Gestank ihr beinahe den Athem benahm. Durch dieses Ereigniß in die größte Angst gesetzt, verließ das Mädchen eilends die Stube, begab sich zu ihrer Dienstfrau, erzählte mit Schrecken das Vorgefallene, und erklärte, um keinen Preis

mehr in jener Stube zu übernachten. Die Frau war genöthigt, ihr ein anderes Lokal einzugeben. Nun blieb es mehrere Tage ruhig; auch des Nachts wurde das Mädchen in seinem neuen Schlaflokal nicht beunruhigt. Zu jener Zeit äußerte das Mädchen einmal, sie habe gefehlt, über die Erscheinung zu scherzen, vielleicht sey sie deßwegen bei der letzten Erscheinung zur Strafe so erschreckt worden. Es währte nicht lange, so sah das Mädchen, als sie Abends gegen zehn Uhr von dem Abtritt kommend, über den Hausgang gehen wollte, die nämliche Erscheinung auf dem Hausgange; das Mädchen stürzte laut schreiend nieder, und wurde in Folge dieses Schreckens so krank, daß es nach Verlauf von zwei Tagen in das Spital gebracht werden mußte, wo es sich dermalen noch befindet."

Der Berichterstatter äußert noch, Niemand könne hier, auch nur mit der entferntesten Wahrscheinlichkeit, eine Täuschung oder Betrügerei, oder was sonst der Scharfsinn des Unglaubens der Realität solcher Erscheinungen entgegenzusetzen pflegen, unterstellen.

Was die Sache dagegen sehr wahrscheinlich macht, ist der mit andern Erfahrungen übereinstimmende Umstand, daß das zweite Mädchen, seiner Natur nach vermuthlich weniger zum unmittelbaren Sehen geeigenschaftet als das erste, durch einen Traum dazu vorbereitet wurde. Das innere Organ, der eigentliche Sinn für die Phänomena einer ihm verwandten Welt,

muß auf solche Weise erst das mit ihm verbundene äußere zur demnächstigen Mitwahrnehmung zurichten. Letzteres rührt an die Sinnenwelt, für die es geschaffen ist, und verschlingt im gemeinen Leben den geistigen Sinn mit sich in die Anschauung ihrer Phänomene, worin er gefangen gehalten wird und untergeht. Im Traum ist er isolirt, und vermöge dieser seiner Unabhängigkeit für Eindrücke offen, die ihm homogen sind. Sind sodann die äußern Sinne nur irgend fähig, sich ihm zu unterwerfen und gleichzugestalten, mit ihm eine Verbindung einzugehen, in welcher er vorherrscht; so entsteht ein geistiges Sehen auch im Wachen, es werden Gegenstände geschaut, für die das Auge sonst verschlossen ist. Diese Vergeistigung der äußern Sinne, diese ihre Beherrschung und Verschlingung in die Gewalt des Seelenorgans, findet in jedem Falle Statt, wo ein außersinnliches Objekt wahrgenommen wird, und kann ganz unmerklich erfolgen; sie tritt auch dann ein, wenn die Phantasie, durch irgend eine Anregung, selbstgeschaffene oder eingewirkte Bilder als Objekte projicirt, woraus aber durchaus nicht auf die Allgemeinheit dieser subjektiven Bildnerei zu schließen ist, die wieder ihre verschiedenen Unterarten hat.

— y —

3.

Aktenmäßige Spukgeschichte.

In einem einzeln stehenden kleinen Haus mit Garten, an einem abgelegenen Theil einer namhaften Stadt, ereignete sich um die Adventszeit des Jahrs 1789 eine Spukerei, welche die Stadtbewohner in große Bewegung setzte, und amtliche Untersuchung nach sich zog. Da noch oft davon die Rede war, so wird es zu Verhütung aller falschen Angaben wohlgethan seyn, den Verlauf authentisch mitzutheilen. Das Haus und der Garten waren städtisches Eigenthum, und an einen Handelsmann und Fabrikanten von Liqueur- und Parfümeriewaaren verpachtet, welcher ein entferntes eigenes Haus bewohnte, dort aber, wo im Garten Spirituosa bereitet wurden, im Erdgeschoß einen Knecht mit Frau und ihrem kleinen Kinde wohnen ließ; den obern Theil hatte er an einen Blumengärtner in Aftermiethe gegeben, der Frau und Kinder und ein junges Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren, reformirter Confession, von ihm selbst erzogen, zur Dienstmagd hatte. Alle diese Personen waren unbescholten, und die erwähnte Magd hatte die besten Zeugnisse ihres Wohlverhaltens für sich. Bei Gelegenheit der Untersuchung kam zur Sprache, daß schon sieben Jahre früher sich in demselben Lokal etwas Aehnliches zugetragen habe, wo-

von man aber nichts weiter angeführt findet, als daß damals „die gesammten Tischgenossen Garten und Lustmahl zitternd und schreckenvoll verließen, und auf das eilfertigste sich wegbegaben.“ Deßgleichen bezeugte ein alter Invalide, „daß, als er vor ungefähr vierzehn Jahren in jenem Hause krank darnieder gelegen, es zum öftern an der Thürschlinke gerasselt, auch in dem Ofen, worin aber kein Feuer gewesen, meistens Nachts um 12 und 1 Uhr, gerade so, als wenn Jemand einen Kloß hineinwürfe und mit einer Ofengabel das Feuer schüren wollte, gepoltert, ohne daß jedoch seines Ermessens ein Mensch, weil alle Thüren wohl verschlossen gewesen, solches hätte verursachen können.“ — Die Zahl von sieben und zweimal sieben Jahren scheint hiebei merkwürdig.

Ueber die Vorfälle von 1789 nun deponirte die Magd des Gärtners, auf welche das unsichtbare Wesen es besonders abgesehen zu haben schien, Folgendes. Vor etwa sechs Wochen auf einen Sonntag Abends nach 8 Uhr habe es an ihrer Kammerthür (die Kammer, worin sie schlief, war neben der Stube, worin die Dienstfrau schlief) mit der Schlinke gerappelt, und es sey ihr vorgekommen, als höre sie eine Menschenhand an den Wänden herumstreichen; sie habe aber, obgleich der Mond geschienen, nichts gesehen. Dann habe es einen Schlag an ihre Bettlade oben zu Kopf gethan. Sie habe sich gefürchtet, sey in die Stube gelaufen, und habe ihr Bette in die Stube gemacht.

Sie habe gedacht, es müsse eines ihrer Verwandten krank seyn, habe aber hernach das Gegentheil erfahren. Am Bettag vor Advent (einem Freitag) habe es zum zweiten Mal an der Stubenthür, und das dritte Mal Tags hernach an der Kammerthür, allemal des Abends um 7 oder halb 8 Uhr geklopft. Ihre Dienstfrau habe es jedesmal auch gehört, der Mann aber sey nicht zu Hause gewesen, und habe es anfangs nicht glauben wollen. Hernach aber sey dieses Klopfen täglich sowohl Abends als auch bei Tag, und öfters in Beiseyn ihres Dienstherrn wiedergekommen. Sie haben sich anfangs sehr gefürchtet; da sie aber nie etwas gesehen, so halte sie es für Betrügerei. Doch wisse sie nicht, wie die Sache zusammenhänge. Sie habe auf Niemanden Verdacht, habe auch gegen Niemanden Feindschaft, und, wie sie versichern könne, mit Niemanden Umgang, noch jemals Zusetzungen von Mannspersonen erlitten (wobei zu bemerken ist, daß sie den Angaben nach auch nicht schön gewesen). Vor 8 Tagen (als die Sache schon Aufsehen erregt hatte, und viel Zulauf war) sey ein Scharfrichterssohn aus A. gekommen, habe vorgegeben, er sey von Jemanden geschickt, und habe in der Kammer, vor der Stube und auf der Stiege, Sprüche gethan, die sie nicht verstanden. Darauf habe man die beiden folgenden Tage nichts gespürt; den nächstfolgenden aber habe es auf dem Boden gelärmt, und auch wieder an der Stubenthür, auf der Stiege und im

Keller geklopft. Die Hausbewohner hätten sich alle gefürchtet, ihre Dienstfrau aber am meisten; sie selbst weniger, weil sie keine rechte Ueberzeugung davon gehabt; allenfalls habe sie nebst ihrer Herrschaft geglaubt, es sey ein guter Geist, der einen verborgenen Schatz anzeigen wolle. Es habe mit einer Weibsstimme öfters dreimal gerufen: „Mach' uf!" Dieses hätten sie für die Stimme der verstorbenen N. gehalten. Nur einmal habe es ihr Dienstherr, dessen Frau aber und sie dreimal gehört, und zwar ganz vernehmlich und deutlich, und zu verschiedenen Tagszeiten. Sie hätten jedesmal sogleich die Thüre geöffnet, aber nichts gesehen. Es habe allemal ganz hart gesagt: „Mach' uf! mach' uf! mach' uf!" Ein gewisser Mann habe, als es in seiner Gegenwart geklopft, die Thür geöffnet, und da er nichts gesehen, den Geist citirt. Dieser sey auch um 7 Uhr gekommen, und habe einen Schlag gethan; doch habe man nichts gesehen. Als sie an jenem Freitag (Bettag) Abends ihr Bette wieder in die Stube an den Ofen gestellt, habe es um 11 Uhr des Nachts am Ofen geklopft.

Ihr Brodherr und dessen Frau sagten in der Hauptsache übereinstimmend aus. Ersterer: er habe das Klopfen selbst öfter gehört; es schlage an seine Stubenthüre, an seine Kammerthüre, wohin man doch durch die Stube kommen müsse, dann wieder an die Stubenthüre, ohne daß man Jemanden antreffe. Unbegreiflich sey ihm die Sache, ob er gleich nichts von Ge-

spenstern halte. Es klopfe im ganzen Haus, bei Tag und bei Nacht.

Von nun an strömte eine Menge Menschen täglich nach dem Hause, so daß die Obrigkeit, um Unordnung zu verhüten, innen und außen Wache daselbst aufstellen mußte, die nur anständige Personen einließ, und daß endlich der Gärtner mit seiner Familie sogar auszog. Wenn Amtspersonen dahin kamen, was häufig geschah, so hörten sie nicht das Geringste, ob es gleich, sobald sie aus dem Hause getreten waren, bisweilen zu klopfen anfing. Einer großen Anzahl Anderer ging es eben so, noch Andere aber bezeugten vielfältig, den Schall gehört zu haben, Keiner aber wußte zu entdecken, wie es damit zugehe, und von verborgenen künstlichen Einrichtungen, wodurch dieser vermeinte neckische Betrug gespielt werde, fanden Bauverständige, alles Nachsuchens ungeachtet, keine Spur.

Indessen fiel deßwegen der nächste Verdacht auf das achtzehnjährige Dienstmädchen, und ein entfernterer auf den zu ebner Erde wohnenden Knecht. Beide wurden daher eingezogen und in verschiedenen Gefangenhäusern verwahrt, jedoch nach einigen Wochen auf Verwendung ihrer Herrschaften, erst der Knecht, nachher das Mädchen, wieder auf freien Fuß gesetzt. Das Verfahren gegen letzteres war besonders dadurch begründet, daß unter den Neugierigen ein fremder

Werboffizier sie als die Thäterin entdeckt zu haben behauptete, indem er, als er absichtlich immer bei der Stubenthüre gesessen, und es an dieser geklopft, schnell die Thüre aufgerissen habe, und gesehen, wie das Mädchen nach dem auf dem Vorplatz befindlichen Herd zurückgefahren sey, und daß sie nachher im Garten ihm und einem Mitoffizier auf ernstliches Eindringen ihre Schuld, und daß ihre Dienstfrau mit verwickelt sey, gestanden, und flehentlich gebeten habe, sie nicht zu verrathen. Eine nähere Vernehmung dieser beiden Männer war unthunlich, und wurde unter dem Vorwand der militärischen Ehre von ihnen verweigert; das Mädchen ihrerseits läugnete zwar nicht, daß jene ihr zugeredet, widersprach aber standhaft, sowohl daß sie nach dem Herd gesprungen sey, als daß sie jenes Bekenntniß abgelegt, und beharrte bei ihrer Aussage und der Versicherung ihrer Unschuld so fest, daß eine angewandte Territion, da man sie in's Zuchthaus und vor den Einspannstuhl führte, und ihr die Ruthen zeigte, womit sie vierundzwanzig heftige Streiche bekommen sollte, fruchtlos ausfiel, indem sie wirklich im Begriff war, sich der Züchtigung zu unterwerfen, darauf aber nach Befehl ungeschlagen entlassen wurde. — Das Zurückfahren des armen jungen Mädchens vor einem aus seiner Lauer hervorbrechenden Militär wäre nicht nur bei all' seiner Unschuld erklärlich, sondern es würde selbst ein durch Schrecken abgedrungenes Bekenntniß und Bitte um

Schonung nichts verschlagen, welche übrigens, so wie die ganze Unterredung, wie sich bestimmt ergibt, sonst Niemand wörtlich mit angehört hat. Für die Unschuld beider Inculpaten aber sprachen die meisten Umstände, und darunter der, daß nach ihrer Verhaftung es im Hause zu klopfen fortfuhr. Jedoch soll es seitdem merklich abgenommen haben (was ebenfalls zu erklären ist, wenn der Geist, an diesen Ort gebannt, das Mädchen nicht mehr in seiner Nähe hatte), nach Weihnachten aber gänzlich aufgehört haben.

Leute verschiedenen Standes, und unter ihnen Gebildete und Gelehrte, bezeugten und sollten bezeugen können, daß sie, als die Magd schon verhaftet gewesen, eine Erscheinung in der Kammer wahrgenommen (welche, wird nicht gesagt); Andre, daß sie vor der Thüre bei der Wache gestanden, und nach vernommenem Schlag die Dienstfrau und die Magd nebst zwei Mann Wache drinnen in der Stube getroffen u. s. w. Man hörte nach mehrfacher Angabe in dem Hause, und zwar an verschiedenen Orten, oft wimmern und heulen, namentlich vor der Thüre, wenn die Magd in der Stube war und während mit ihr gesprochen wurde, deßgleichen Schläge auf den obersten Stufen der Treppe, auf dem Speicher, u. dgl. (Außerdem erzählte man auch sonst mancherlei, z. B. daß mehrere angesehene Personen in dem Haus auf einer Bank gesessen, es dann plötzlich vor ihnen wie ein Schwärmer

gesaust und einen Schlag gethan habe, ohne daß etwas zu sehen gewesen.) Die amtliche Untersuchung wurde aber nicht auf Constatirung dieser Wunderbarkeiten gerichtet, weil man in der Voraussetzung, daß das Ganze ein fein angelegter und fortgespielter Betrug sey (obgleich kein muthmaßlicher Zweck zu finden war), nur auf dessen Urheber inquiriren zu müssen glaubte. Späterhin wurde das Mädchen, als weder geständig noch überwiesen, auf geführte Vertheidigung von der Instanz losgesprochen, und die Sache beruhte auf sich. Die Hausmiethe wurde aber für die Folge aufgehoben, und das Haus ist wahrscheinlich seitdem abgerissen und der Platz zu einem andern Bau verwendet worden.

Als das Urtheil noch nicht publicirt war, und die Magd wieder mit ihrer Herrschaft in dem Hause wohnte, über ein halb Jahr nach jenen Vorgängen, machte der von ihr gewählte Vertheidiger nachträglich eine seltsame Anzeige, um ihre Unschuld noch besser darzulegen. „Ich erkaufte," so erzählt er in ihrem Namen, „vorlängst Cattun zu einer Schürze, und legte denselben zu einigen ganz neuen Hemden und sonstigen Kleidungsstücken in meine verschlossene Kiste. Meine Brodherrschaft wartete ihre Berufsgeschäfte ab, ich bereitete das Mittagessen, und es war außer einem in der Wiege schlummernden Kinde Niemand in der Stube. Nach Verlauf einiger Zeit ging ich in dieselbe, und fand zu meinem größten Jammer, nicht allein jenen Cattun, sondern auch die meisten

meiner Kleider, welche ich auf Erfordern vorzuzeigen erbötig bin, theils in Stücke zerschnitten vor der Kiste, theils aber auch weit von der Kiste entfernt liegen, und ich mußte voll Angst und Schmerz über den Verlust meines größten Reichthums das Zimmer verlassen. Beim Nachhausekommen meiner Leute klagte ich laut, und mein Herr legte an gedachte, schon für sich schließbare Kiste ein Vorlegeschloß; allein dessen ungeachtet fanden wir nicht lange nachher das meiste darin Verwahrte noch mehr zerfetzt auf dem Erdboden liegen, ohne irgend eine Spur der Verletzung weder der Kiste noch der Schlösser wahrzunehmen, worauf ich mich gemüßigt sah, den noch geringen unverdorbenen Kleidervorrath in das Waisenhaus zu flüchten. Als Tags darauf eine Jüdin Milch holte, und ganz allein an der Stiege sich befand, so wurde ihr ein zinnerner Teller an den Kopf und bei dem Weggehen eine Schüssel mit der größten Heftigkeit, ohne daß sie Jemand an dem Ort, wo der Wurf herkam, wahrgenommen, nachgeworfen, welches sie bereit ist bei der Thora zu bestätigen. Weil nun auch meine Brodherrschaft beinahe täglich mehrere Effekten zertrümmert sieht, und bis anhero einen unglaublichen Schaden erlitten, so hat solche, so schwer es ihr auch fällt, eine in Rücksicht des Miethzinses und des Gartens so vortheilhafte Wohnung zu verlassen, demohnerachtet aufzukündigen, weil sie sonst noch Alles einbüßen würde, sich gemüßigt gefunden."

Wenn eine unglückliche Seele die Urheberin des frühern und nun erneuten Spuks war, so ist ihre steigende Bosheit, weil sie der von ihr auserseheuen Person nicht beikommen können, abermals erklärbar. Wahrscheinlich hätte ein unterrichteter Mann, wiewohl nicht unter dem öffentlichen Getümmel, Rath schaffen und das arme Mädchen belehren können, was zu ihrem und ihrer Erscheinung Besten zu thun sey. War es ein nicht menschlicher Poltergeist, so konnte wohl auch Rath werden; nur nicht durch die angewandte militärische Aufklärung, die in solchen Fällen zwar als Probe zweckmäßig seyn kann, da es furchtsame Pseudogespenster gibt, aber oft auch beschämt das Feld wird räumen müssen. Friedrich II. und seine Leute machten davon die Erfahrung (s. die erste Sammlung dieser Blätter S. 124).

— y —

4.

Die Giftmischerin.

Am 23. März 1835 wurden vor den Assisen zu Mainz angeklagt: Margaretha Jäger, und Sibylla Katharina Renter, beide Wittwen und in gleichem Alter von 38 Jahren, erstere zuletzt Dienstmagd bei ihrer Mitbeschuldigten. Margaretha Jäger ist angeklagt worden: sie habe im Monat Mai 1825 ihren

Oheim Matthias Toll, im Juni 1826 ihre achtund-sechzigjährige Mutter, im Dezember 1830 ihren siebenzigjährigen Vater, im August 1831 ihren Gatten, im Dezember desselben Jahres ihre zweijährige Tochter Anna Maria, ihre zehnjährige Tochter Regina Susanna und ihre fünfjährige Tochter Katharina durch Gift getödtet, und endlich im August 1833 zugleich mit der Angeklagten Sibylla Katharina Renter den Gatten dieser Letzteren auf dieselbe Weise ums Leben gebracht; und dieses Alles mit so viel Geschicklichkeit, so meisterhaft, daß bei den sieben auf einander folgenden Todesfällen ihrer nächsten Verwandten Niemand an gewaltsame Tödtung dachte, eine Untersuchung wegen des letzten vielleicht zu keinem Resultat geführt hätte, wäre nicht die Thäterin, so steht es in der Anklagakte, durch ihre geängstigte Phantasie zum Bekenntniß ihrer Thaten verleitet worden, wäre ihr nicht auf dem Holzthurm zu Mainz, ihrer Angabe zufolge, ein Geist erschienen, der sie so sehr in Angst setzte, daß sie, was sie während acht Jahren Schreckliches verübt, nun bekannte. — Man wird sich erinnern, daß die Gottfried schon während des Laufs ihrer Missethaten und hernach noch im Gefängniß Visionen gehabt hat. Es heißt weiter in dem Bericht: „Verhaftet und auf den Holzthurm eingekerkert, läugnete die Jäger anfangs ihre Theilnahme an diesem schauderhaften Verbrechen“ (der Tödtung des Renter), „bis sie endlich eines

Tags dem Untersuchungsrichter erklärte, sie wolle Alles bekennen: sie habe ihren Oheim, ihren Vater und Mutter, ihre Kinder und Gatten vergiftet, und habe auch das Gift bereitet, an dem Renter gestorben; ein Geist, der ihr in dem Gefängniß erschienen, und eine halbe Stunde sie angesehen, sey ihr ein Zeichen, daß Gott wolle, daß sie Alles bekenne.“ Sie nahm zwar dieses Bekenntniß später zurück, und läugnete vor den Assisen; beide Missethäterinnen wurden jedoch als überwiesen für schuldig erkannt, und am 27. März zum Tode verurtheilt. — Damit man aber jenen Geist nicht für eine bloße Selbsteinbildung der Jäger halte, so sagen uns die Assisenverhandlungnn noch Folgendes. „Der Präsident hatte in Gefolge seines Pouvoir discretionaire den Untersuchungsrichter Lebert auffordern lassen, vor dem Gerichte zu erscheinen, nnd über die, die angeklagte Jäger betreffenden Vorgänge im weiblichen Arresthaus und auf dem Holzthurm, so wie über die von ihr gemachten Eingeständnisse und Wiederrufuugen, zu deponiren. Der Untersuchungsrichter erklärte, die Jäger hätte nie in geheimer Haft gesessen, und wenn sie einige Mal von dem Vikariate nach dem Holzthurm gebracht worden, so wäre einzig und allein ihre Unverträglichkeit und ihre Zanksucht gegen ihre Mitverhafteten Ursache daran gewesen. Selbst auf dem Holzthurme hätte sie nie allein gesessen, sondern immer mit zwei andern

Frauenspersonen in demselben Zimmer. Auf dem Holzthurm hätte sich, zufolge der ihm von dem Verwalter gemachten Anzeige, Folgendes zugetragen: In dem Zimmer, wo die Jäger gelegen, hätten sich zwei Betten befunden; in der einen Ecke ein Bett, auf dem ihre zwei Mitgefangenen, und in der andern das, wo die Jäger gelegen. Jede Nacht hätten die zwei Mitgefangenen die Erscheinung eines Geistes bemerkt, der Stunden lang vor dem Bette der Jäger gestanden und diese angesehen hätte; die Jäger hätte damals geschlafen und nichts bemerkt; nach einigen Nächten hätte sie aber nicht geschlafen und hätte die Erscheinung gesehen; von diesem Augenblick hätten die zwei andern Frauen nicht mehr in dem Gefängnisse bleiben wollen, und die Jäger wäre durch den Gedanken, daß durch ihr hartnäckiges Läugnen ihre Verwandten selbst in der andern Welt keine Ruhe finden könnten, so sehr beängstigt worden, daß sie den beiden Frauen eingestanden, sie hätte den Renter vergiften helfen, und einige ihrer Verwandten selbst vergiftet. Der Untersuchungsrichter, hievon in Kenntniß gesetzt, begab sich nun selbst in das Gefängniß, und fand die Beklagte in einem Zustande, der einige Reue zeigte; sie erklärte ihm sogleich, sie wolle die Wahrheit bekennen: den Renter hätte sie mit Hülfe seiner Gattin vergiftet, und außerdem mehrere ihrer nächsten Verwandten; nur das eine Kind hätte sie nicht vergiftet, sondern es habe

ohne ihr Zuthun von dem vergifteten Wasser getrunken; bei der Vergiftung ihres Onkels hätte sie ihrem Vater geholfen; später gestand sie auch die Vergiftung ihres Onkels zu, und bat den Untersuchungsrichter, sie von dem Holzthurm hinwegzunehmen, weil sie die Erscheinung zu sehr fürchte. Auf das Vikariat gebracht, bekannte sie alle diese Thaten, worüber auf der Stelle protokollirt wurde. Später wiederholte sie diese Geständnisse u. s. w.

Diese Nachrichten waren gegen Ende des Märzmonats zunächst in der Mainzer und aus ihr in andern Zeitungen zu lesen. Man hat sich seitdem bemüht, weitere Erkundigungen einzuziehen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Die Sache ist einmal aktenmäßig, und an der Realität der Erscheinung zweifeln nur die Zweifler. Den Advokaten und Richtern, wenn sie auch nicht unter diese gehörten, kam es nicht weiter darauf an, für ihr Amt nämlich; sie hatten nur auf das Geständniß und die Beweise der That selbst zu achten, nicht auf die Art, wie jenes herbeigeführt wurde. Sollte man noch etwas Näheres über die Gestalt und Person des Geistes und dergl. erfahren, was verschiedener Umstände wegen schwer ist, so wird es nachträglich mitgetheilt werden.

Später hat man in Erfahrung gebracht, daß die Jäger dem katholischen Geistlichen, dem ihre Seelsorge

zugewiesen war, erklärt habe, die Angabe von der Erscheinung sey falsch, und die mit ihr auf dem Holzthurm gesessen, seyen verlogene Weiber. Indessen gebührt wohl ihr selber dieses letztere Prädicat vorzugsweise, und bei einem so verworrenen Gemüth läßt sich nicht beurtheilen, ob sie bei dem Geständniß ihrer Unthaten (das sie ebenfalls zurückzunehmen gesucht hat) jenen Umstand mit Recht oder Unrecht, und aus welchem Grunde sie ihn nachher geläugnet. Vielleicht scheute sie mehr, verspottet als verabscheut zu werden. Denn nachdem sie am 2. Jul. 1835 zu Mainz, als Mörderin ihrer nächsten Blutsverwandten (Oheim, Mutter, Vater, Ehemann und drei Töchter) schwarz verhüllt und baarfuß zum Richtplatz geführt und guillotinirt worden, enthalten die öffentlichen Blätter in der Relation über ihre Thaten und Bekenntnisse noch immer Folgendes: „Die Art und Weise, wie dieselben (Bekenntnisse) herbeigeführt wurden, hat der Untersuchungsrichter demnächst in der öffentlichen Audienz vor dem Assisengerichte mit folgenden Worten erzählt: „„Die Jäger mochte ungefähr 20 bis 24 Tage auf dem Holzthurme gewesen seyn, als der Aufseher dieses Verwahrungsortes eines Tages zu ihm gekommen sey, und ihm die Anzeige gemacht habe, daß die andern Gefangenen, die gemeinschaftlich die Stube mit der Jäger bewohnten, sich über das Zusammenseyn mit der Jäger sehr beklagten, indem sie geängstigt würden, da der Jäger des Nachts ein

Geist erscheine, der sich vor ihr Lager stelle; die Jäger schlafe übrigens fest, und nehme keine Notiz davon. In einer Nacht sey dieselbe jedoch ebenfalls aufgewacht und habe auch den Geist gesehen; wie die Gestalt wieder weg gewesen sey, habe sie sehr geweint, was ihre Mitgefangenen bewogen habe, der Jäger zum Geständniß zu rathen; die Jäger habe hierauf erklärt, daß sie den Renter habe vergiften helfen, so wie sie auch einige Blutsverwandten vergiftet habe. Er habe sich auf diese Aussage hin auf den Holzthurm zu der Jäger verfügt, und habe dieselbe in einer aufgeregten Stimmung angetroffen, ja es habe ihm geschienen, als ob sie einige Reue fühle, was ihn veranlaßt habe, derselben zuzureden, die Wahrheit zu gestehen, indem sie dadurch ihr Schicksal lindern könne, worauf ihm die Jäger bekannt u. s. w.““ — Ferner heißt es daselbst: „Nach den Protokollen selbst sind die befraglichen Geständnisse wörtlich folgende: „„Ich habe große Sünden begangen, und habe in der Nacht vom $^{23}/_{24}$. d. M. mich fest entschlossen, die Wahrheit gewissenhaft zu sagen. In dieser Nacht nämlich erschien mir ein weißer Geist von gewöhnlicher Mannesgröße, und stand während anderthalb Stunden unbeweglich und ohne ein Wort zu reden vor meinem Bette. Darin glaube ich einen Fingerzeig von Gott zu erblicken, der mich zur Wahrheit bekehren will.““ (Folgen die besondern Geständnisse). — Hiernach kann denn auf den Wider-

ruf dieses, für die Criminaluntersuchung selbst unerheblichen Umstandes (des Motivs des Bekenntnisses, vgl. Tittmann's Strafrechtswissenschaft, 2. Aufl. 3. Bd. §. 832. S. 480. u. §. 836.), da dieser Widerruf auch nicht mit Gründen unterstützt ist, nichts ankommen.

Ja noch mehr! In dem angeführten Bericht heißt es am Schluß: „Sie will übrigens auch nach der bereits erwähnten Gespenstererscheinung noch fortgesetzte Visionen gehabt haben. „„Einige Mal noch, sagt sie, kam seither mein Vater mit meinem Manne nächtlicher Weile im Gefängnisse zu mir. Ich war hell wach, und habe sie wirklich gesehen; doch wagte ich nicht, sie anzureden, auch sie blieben still, und nachdem sie über zwei Stunden lang vor meinem Bette verweilt hatten, verschwanden sie eben so plötzlich, als sie gekommen waren. — Ich glaube, daß mein Vater und mein Mann Mitleiden mit meinem traurigen Schicksal haben, und vor mir erscheinen, um mich zu trösten. Ich muß wünschen, daß meine Untersuchung bald zu Ende geht, damit diese Todten zur Ruhe kommen.““

Was soll man nun von dem Widerruf denken? Es ist möglich, daß er sich auf diese letzte Angabe bezieht, vielleicht aber ist auch sie richtig *), so bedenklich übrigens das hinzugefügte Urtheil ist.

— —

*) Man vergleiche das Aehnliche, was die Akten der Bremer Giftmörderin Gesina Gottfried, geb. Tiemm, ergeben.

5.

Der Kirchendieb.

Zwischen dem 17. und 18. Jahrhundert lebte Erasmus Francisci, gräfl. Hohenloh=Langenburgischer Rath, ein gottesfürchtiger Christ und belesener Mann, aber in der wahren Philosophie übel unterrichtet, etwas leichtgläubig, wie es scheint, und von dem Vorurtheil eingenommen, daß alle übernatürliche Erscheinungen und Wirkungen von guten Engeln oder von Teufeln herrühren, eine damals vorherrschende Lehre in der evangelischen Kirche, aus Widerspruch gegen das entstellte Fegfeuer der katholischen ersonnen. Er schrieb unter anderem das dicke Buch, dessen Titel sein System verräth, welcher ausführlich so lautet: „Der höllische Proteus, oder tausendkünstige Versteller, vermittelst Erzehlung der vielfältigen Bildverwechslungen erscheinender Gespenster, werffender und poltrender Geister, gespenstischer Vorzeichen der Todesfälle, wie auch andrer abentheuerlicher Händel, arglistiger Possen und seltsamer Aufzüge dieses verdammten Schauspielers, und, von theils Gelehrten, für den menschlichen Lebens-Geist irrig-angesehenen Betriegers, (nebenst vorberichtlichem Grund=Beweis der Gewißheit, daß es würcklich Gespenster gebe) abgebildet durch Erasmum Francisci, hochgräfl. Hohenloh=Langenburgis. Rath. Nürnberg ꝛc. Anno 1708," — mit einem abscheulich

schönen Titelkupfer, den höllischen Proteus und dessen Genossenschaft vorstellend. Aus diesem Buch, dessen hundert Beispiele manches Brauchbare enthalten, soll hier eine Begebenheit ausgezogen werden, die mit andern Erfahrungen übereinstimmt, und man wird sich noch öfters darauf zu beziehen veranlaßt finden. Der pedantische Styl der Zeit und die „curieusen Raisonnements“ des Autors, bleiben so viel möglich bei Seite. Die Geschichte (S. 36.) ist überschrieben: „Der weiße Diebsgeist.“

Anna Dirlerin von N. N., 23 Jahre alt, bekannte im Jahr 1679 am 4. Dec. ihrem Beichtvater, daß sie vor vier Jahren eine böse Brust bekommen, und deßwegen von ihrem Geburtsort nach N. N. zu dem dortigen Bader gehen müssen; um Pfingsten 1675, da sie abermals zu diesem Bader gegangen, sey ihr ein weißer Geist begegnet, welchen sie für den Tod gehalten, und deßwegen zu dem Bader gesagt, sie wisse wohl, daß sie an diesem Schaden sterben werde, denn der Tod wäre schon zweimal (?) mit ihr auf Königstein gegangen. Nachdem sie aber wieder heil geworden, verdingte sie sich zu ihrem Bruder, wo jener Geist in einem Jahr viermal zu ihr kam. Sie wurde darüber vor Schrecken krank, und als sie wieder genesen war, ging sie auf Königstein zu einem Bierbrauer Namens Lescher in Dienst. Hier hatte sie vor dem Geist keine Ruhe mehr, klagte es im Beiseyn ihres Bruders ihrem Beichtvater

Herrn Jugler zu Eschenfelden, und fand anfangs keinen Glauben bei ihm, konnte jedoch, durch öftere Erscheinung des Geistes erschreckt und davon abgemattet, nicht länger arbeiten und im Dienst bleiben. Als sie es ihrem Beichtvater Jugler abermals klagte, zeigte er es dem Fürsten an, der sie vor sich kommen ließ, scharf und unterschiedlich fragte, und sie vierzehn Tage lang auf dem Schloß behielt, wo sie aber auch keine Ruhe hatte. Als sie wieder nach Haus kam, faßte sie der Geist rücklings an, und warf sie mit solchem Ungestüm nieder, daß ihr Rücken davon ganz blau wurde. Der Fürst befahl ihr daher, so- sobald er wieder erscheine, ihn anzureden, welches sie nach den ihr anbefohlenen Fragen that, und hieraus entstand folgende Unterredung:

Sie: Wer bist du?

Er: Ich bin Lorenz Birner.

Sie: Von wannen bist du?

Er: Zwo Stunden von dem Bayerlande bin ich gebürtig.

Sie: Was hast du denn hier bei mir zu thun?

Er: Du sollst mich erlösen.

Sie: Was hast du denn gethan?

Er: Ich habe zu Nemsrieth vor sechzig Jahren einen Kelch gestohlen, sammt einem Buch und Altartuch.

Sie: Welcher Religion bist du?

Er: Ich bin fünfzig Jahre lutherisch gewesen,

aber hernach katholisch geworden und auch so gestorben.

Sie: Was soll ich dir denn thun?

Er: Du sollst das Geld, so ich bekommen, erbetteln, und wieder in die Pfarre geben. Nämlich für den Kelch habe ich neunzehn Gulden, für das Buch sechs und einen halben Gulden, für das Tuch fünfundzwanzig Batzen bekommen. Dieses sollst du von schlechten Leuten erbetteln.

Sie: Was leidest du denn für Qual? in einer Hitze oder in einer Kälte?

Er: Ich leide höllische Hitze.

Sie: Ich kann dich nicht erlösen, du magst dich erlösen.

Er: Ich wollte mich wohl erlösen, wenn ich Gottes Macht hätte.

Daß jener Diebstahl am benannten Ort und zu benannter Zeit geschehen sey, bezeugten noch alte Leute. Der Geist erschien nach Aussage des Mädchens als ein langer alter Mann in einem langen Kittel, mit Strümpfen an den Füßen, hatte keinen Bart, die Augen zu und eingefallene Backen. Da sie nun das Betteln lange nicht ergreifen wollen, so hat er sie verschiedene Male gewürgt, wobei sie gefühlt, daß er harte kalte Hände gehabt; und als sie es dennoch nicht thun wollen, hat er gesagt, er thue ihr nicht gern etwas; aber wenn sie ihm nicht folgen wolle, müsse er sie noch umbringen.

*

Hierauf bequemte sie sich denn zum Betteln. Wenn sie aber eine Zeitlang es aussetzte, so erschien er ihr alsbald wieder, redete zwar nichts, rang aber die Hände und seufzte. Nachdem sie nun die angezeigte Summe Geldes zusammengebracht hatte, so erschien er ihr nicht mehr, und sie hatte von nun an Ruhe vor ihm. Von dem erbettelten Gelde wurde an dem genannten Ort eine Kanzel gebaut.

Nun wirft sich unser Autor verschiedene Fragen über die Confession des Geistes auf, und warum er doch, da er im Leben zuletzt römisch-katholisch gewesen, die Erlösung nicht bei einem Religionsverwandten, sondern bei einem evangelischen Mädchen gesucht, zumal da er nicht habe glauben dürfen, daß das Mädchen selbst in der evangelischen Religion selig werden könne u. s. w., meint endlich, daß dieser weiße Geist innerlich pechschwarz gewesen u. s. w.

Die Sache ist wohl einfach die: Es handelte sich nicht von der Kirchenform, sondern von einem Diebstahl, der auf dem Gewissen des Geistes lastete, und von dessen Ersatz, ohne den er keine Ruhe erwartete. Diesen zu bewirken, wandte er sich an ein Mädchen, das die Anlage hatte, Geister zu sehen. Er wollte, daß sie diesen Zweck durch eine stellvertretende demüthige Bußübung, oder in Verbindung damit, erreichen sollte; daher befahl er ihr, das Geld einzeln, von schlechten, d. i. geringen Leuten, zu erbetteln, nicht etwa durch Jemandes Großmuth auf einmal

herbeizuschaffen, und es seiner Zeit an die Pfarrei abzugeben. Hierin liegt jedenfalls die Lehre, daß das Gewissen nicht leicht zur Ruhe kommt, wenn der angerichtete Schaden nicht nach Möglichkeit ersetzt wird, und daß Jeder, der sich einer Schuld von dieser oder ähnlicher Art bewußt ist, neben der Buße des Herzens nicht versäumen soll, noch in diesem Leben so viel wieder gut zu machen, als er kann. Weil aber die Erstattung oder sonstige materielle Genugthuung für angethanes Unrecht oft über Menschenkraft geht, so muß die innere Buße um so ernstlicher das Verdienst dessen ergreifen, der für Alles genug gethan hat, und Alles mehr denn gut zu machen im Stande ist. Wäre daher jener Kirchendieb als ein armer Mann, der nichts zu ersetzen hatte, mit reumüthigem Bekenntniß und im festen Glauben und Vertrauen auf den göttlichen Erlöser aus der Welt geschieden, so hätte er vermuthlich nicht müssen als ein unvollkommener Bußfertiger sechzig Jahre lang Qual ausstehen nach dem Tode, um endlich eine Erlöserin zu finden, die er zwingen mußte, für den materiellen Schaden auf eine demüthigende Weise einzustehn, oder an der er sich gar in seiner unausstehlichen Marter noch schwerer versündigen wollte. Und wäre dieses arme Mädchen und ihr Beichtvater oder der (nicht näher bezeichnete) Fürst besser unterrichtet gewesen, so hätte es vermuthlich weder des Bettelns, noch selbst der Erstattung des Schadens,

an welchen kaum mehr gedacht wurde, bedurft. Nämlich der Geist konnte belehrt werden, da er nicht selbst habe zu bezahlen, und jetzt, obwohl in aller Demuth, andere arme Leute für seine Schuld wolle besteuert wissen; so sey es besser, in reumüthigem, festem Glauben, sowohl um Vergebung seiner schweren Sünde, als um die gewünschte Entschädigung der Pfarrei, Den zu bitten, der auch den nackten Schächer am Kreuz, welcher nichts mehr zu vergüten gehabt, begnadigt habe, und der zugleich reich sey über Alle, die ihn anrufen, um hundertfältig zu vergüten; könne es jedoch zu seiner, des Geistes, Beruhigung dienen, so wolle der Fürst die 27 oder 28 Gulden, sogar mit sechzigjährigen Zinsen, der Pfarrei aus seinem Ueberfluß zum Geschenk machen, nur unter der Bedingung, daß der Geist dieses nicht als das wahre Lösegeld für sein Verbrechen ansehe, sondern sich desto ernstlicher zu dem Sündentilger kehre, um durch Diesen Gnade und die endliche Aufnahme in das Paradies zu erlangen. Hätte man diesen Geist also besprochen, für ihn und mit ihm gebetet, so wäre er wahrscheinlich nach einiger Zeit freundlich wiedergekehrt, um dankbaren Abschied zu nehmen. Weil aber dazu die Einsicht fehlte, so hat das geplagte Mädchen sich durch die Erfüllung seines Begehrens nicht versündigt, sondern sie und die ihr beisteuerten, werden dafür von Dem, der größer ist als unser Herz, mit Barmherzigkeit angesehen worden seyn,

weil sie Barmherzigkeit geübt haben. — Man sehe hier, wie praktisch eine gründliche Geisterkunde ist, und wie übel besonders der Pfarrstand handelt, wenn er sich nicht mit dieser Wissenschaft zu casuistischem Gebrauch vertraut zu machen sucht.

— y —

6.

Die weiße Frau.

(Vergl. 6. Sammlung S. 127.)

In dem „höllischen Proteus“ des Erasmus Francisci, über den man den Artikel: „Der Kirchendieb“ in diesen Blättern nachsehen wolle, kommt viel von der weißen Frau vor, die daselbst für Bertha von Rosenberg gehalten wird. Vermuthlich ist aber zwischen dieser böhmischen weißen Frau und der zu Berlin ein Unterschied zu machen, und es bleibt noch die Frage, ob die zu Bayreuth und zu Karlsruhe ꝛc. erschienene mit letzterer, oder auch mit ersterer, dieselbe ist.

Die böhmische weiße Frau soll sich besonders in den Schlössern der Herren von Rosenberg und von Neuhaus zeigen, und zwar vor einem Todesfall oder auch angenehmen Ereignissen in vornehmen Familien. Warum man sie mit der zu Berlin für einerlei hält, erklärt sich aus der Verwandtschaft des mächtigen

Rosenbergischen Geschlechts mit fürstlichen Häusern, welche unser Autor so angibt: „Die Gemahlin Herrn Wilhelms von Rosenberg hat Sigismundi, Königs in Polen, Tochter zur Mutter gehabt; er selbst aber, der Herr Wilhelm, viermal in höchstfürnehme fürstliche Häuser geheirathet, als ins Braunschweigische, Brandenburgische, Badische und Pernsteinische; da es denn allemal ihn ein Großes gekostet, die Braut sowohl als dero hochanverwandte Fürsten zu beschenken, und dazu jene mit ansehnlicher Morgengabe und Leibgedingen zu versehen. Unter sothanen viererlei Gemahlinnen ist ihm mit der aus dem durchlauchtigsten Hause Brandenburg das Allermeiste daraufgegangen u. s. w.“ „Diesemnach hat sich die weiße-Frau etlicher solcher hochfürstlichen Häuser gleichfalls mit anhängig gemacht, und läßt sich daselbst bei wichtigen Bevorstehungen, bevorab leidtragenden Fällen, so wohl blicken, als auf obbemeldten böhmischen Schlössern; und zwar nicht nur an denen großen Höfen allein, sondern auch an theils andern hochfürstlichen Höfen, welche mit denen vorigen in Verwandtschaft stehen.“

Francisci folgt hauptsächlich dem Jesuiten P. Balbinus, der über die weiße Frau in Böhmen besondere Untersuchungen angestellt hat, und sie eben für die Bertha oder Perchta von Rosenberg hält. Diese war geboren zwischen 1420 und 1430, ihr Vater Ulrich von Rosenberg, und ihre Mutter Katharina

von Wartenberg. Ulrich v. R. war Oberburggraf in Böhmen und Oberfeldherr gegen die Hussiten. Er vermählte jene Tochter 1449 an den Steyerischen Freiherrn Johann von Lichtenstein, der hernach in ein wüstes Leben gerieth und sie sehr mißhandelte, bis er aus der Welt und sie wieder zu den Ihrigen nach Böhmen ging. Sie wird als eine sehr würdige und kluge Frau gerühmt, und soll nach der von P. Balbinus bei alten Leuten eingezogenen Erkundigung und von deren Vätern ererbten Tradition das Schloß Neuhaus gebaut, und den Unterthanen für ihre vieljährigen Frohndienste bei diesem Bau einen „süßen Brei“ versprochen haben, den sie ihnen denn auch vorsetzen lassen, und zu einer jährlichen Stiftung gemacht. Diese Mahlzeit wurde hernach von dem Herbst, wo sie zuerst angestellt worden, auf den grünen Donnerstag verlegt, und wurde noch bis in das vorige Jahrhundert (ob noch jetzt, weiß man nicht) durch den Gubernator zu Neuhaus in Böhmen gegeben. Es versammelten sich dazu aus der ganzen Nachbarschaft eine große Menge von Armen auf dem Neuhauser Schloß, von sieben bis zu zehntausend, die sich zu Zwölfen in den Schloßplätzen niedersetzten, und von angesehenen Personen bedient wurden. Die Gesättigten wurden durch das Hintertheil des Schlosses hinaus und Andre herein gelassen. Die Speisung bestand in Brod, Suppe, Fisch, und endlich dem süßen Brei aus irgend einer Hülsenfrucht mit etwas

Honig; dazu erhielten sie dünnes Bier, so viel sie wollten, und zuletzt jeder Gast sieben Bretzeln. Auch durften sie von den Speisen mit nach Haus nehmen. Die Stifterin dieses Armenmahls, über dessen Ursprung P. Balbinus vergeblich die Archive durchsucht, soll nun, wie gesagt, die verwittwete Perchta v. Lichtenstein, geb. v. Rosenstein, die Erbauerin des Schlosses Neuhaus, gewesen seyn.

Daß aber eben sie die in den böhmischen Schlössern umgehende weiße Frau sey, beruht fast nur auf Vermuthungen. Zwar haben die alten Leute dem P. Balbinus bei seinen Erkundigungen gesagt: „Diese (vornehme Matrone, welcher man die Vormundschaft der verwaiseten jungen Herren von Neuhaus vertraut) habe man, weil sie, als eine Wittwe, in Wittwenkleidung gegangen, die weiße Frau genannt, und sey ebendieselbe, so, wie die Vorfahren gleichfalls angezeigt, bisweilen im Schloß erscheine.“ Auch soll die weiße Frau, wenn in Kriegszeiten die Sitte des süßen Breies unterblieben, ein großes Getümmel und allerhand Schrecken erregt haben, bis den Armen wieder die Mahlzeit verabreicht worden. Endlich führt Balbinus noch nach unserm Autor zum Beweis an: „In dem alten Gebäu des Neuhäusischen Schlosses steht ein Bild in menschlicher Leibesgröße, welches die weiße Witwe, nämlich oftgemeldte Frau Perchtam, vorstellet. Selbiges Bild aber siehet der Frau Perchtä, nach Aussage aller

deren, welchen sie jemals begegnet ist, so gleich, als ob es derselben aus den Augen geschnitten wäre.“ Indessen wenn auch dieses und dergleichen mehr mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Person der weißen Frau in Böhmen schließen läßt (wobei zugleich vorausgesetzt werden will, daß sie den Groll über die von ihrem Gemahl erlittene unwürdige Behandlung mit in die Ewigkeit genommen und deßwegen nicht zur Ruhe gelangen können), so wird sich doch kein stringenter Beweis daraus herleiten lassen; und so lange diese Erscheinung nicht selbst Namen und Stand von sich angibt, wird man stets in Ungewißheit bleiben, sowohl wer sie im Leben gewesen, als in welchem Verhältniß sie zu der weißen Frau von Berlin, Bayreuth und andern Orten oder Schlössern steht.

Man kann übrigens bei Francisci mehrere ältere Geschichten von Erscheinungen der weißen Frau lesen. Sie sind wegen ihres Alters und der ungewissen Glaubwürdigkeit der Zeugen nur im Allgemeinen und zusammen merkwürdig, und weniger erheblich, als solche Beispiele, die uns in der Zeit näher liegen, und deren Angabe bekannte Autoritäten für sich hat. Hierunter gehört die Erzählung in der sechsten Sammlung d. Bl., wonach die Berliner weiße Frau keineswegs Bertha v. Rosenberg seyn würde.

— y —

7.

Der gespenstische Hund.

Unter dieser Ueberschrift wird in den vortrefflichen „Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes," aus dem Englischen von C. Jürgens (Braunschweig bei Vieweg 1833, Thl. 1. S. 273 ff.) nachstehende Begebenheit erzählt, die wir etwas abgekürzt wiederholen. Die ganze Sammlung flößt so großes Zutrauen ein, daß wir ihren Inhalt nicht für Dichtung halten können.

Hr. D. war ein Geistlicher der englischen Kirche, zu Oxford gebildet, ein tüchtiger Gelehrter, ein Mann von ausgezeichnet scharfem und kräftigem Verstande, allein, wie er selbst sagte, ohne auch nur eine Spur von Einbildungskraft. Er verwaltete sein Amt musterhaft, predigte, und zwar mit Freuden, zweimal jeden Sonntag, und verrichtete alle seine sonstigen Pflichten mit treuem Eifer und zur vollen Zufriedenheit seiner Pfarrkinder.

Er hatte eines Tags die Geschäfte eines kranken Freundes in dessen Pfarrkirche, einige Meilen von London, verrichtet, und kehrte am späten Abend, der feierlichen Stille und des herrlichen Vollmonds sich erfreuend, nach Haus zurück, als er plötzlich, ungefähr noch drei Meilen von der Stadt entfernt, dicht hinter sich ein Keuchen und Schnauben, wie das eines ihm auf den Fersen nachfolgenden, vom Laufen athemlosen

Hundes vernahm, oder zu vernehmen glaubte. Er sah sich nach allen Seiten um, bemerkte indeß keinen Hund, ging in der Meinung, daß er sich geirrt haben müsse, weiter, und überließ sich wieder seinen Betrachtungen. Der Ton wiederholte sich augenblicklich. Abermals blickte er rund um sich her, doch mit eben so wenig Erfolg als das vorige Mal. Er meinte schon, daß hier doch etwas Seltsames zum Grunde liegen müsse, als ihm einfiel, was er gehört habe, sey nur das durch sein eigenes Athemholen verursachte Geräusch, etwa dadurch verstärkt, daß er seine Gedanken auf einen ihn lebhaft beschäftigenden Gegenstand richtend seine Schritte beschleunigt habe. Kaum aber war er wiederum zehn Schritte weiter gegangen, so hörte er ganz dieselben Laute, jetzt aber begleitet von solchen, als wenn ein Hund etwas links dicht hinter ihm hertrabte.

Er stand zum dritten Mal still, sah sich nach allen Richtungen um, und begann mit einiger Aengstlichkeit seine Wanderung von Neuem, faßte sich aber, lauschte dreißig oder vierzig Schritte weit, ohne was zu hören, und verfiel dann wieder in sein Nachdenken, als sich gleich drauf das Geräusch jetzt an seiner rechten Seite wiederholte, und er nahm einen Satz vom Fußpfad auf den Fahrweg, da er fühlte, daß seine Wade von einem unsichtbaren zottigen Begleiter gestreift wurde. Er blickte schnell hin, und sah zu seinem Schrecken und Erstaunen die dämmernde Ge-

stalt eines großen neufundländischen Hundes — von blauer Farbe! Er bewegte sich weg, das Phantom folgte ihm; er rieb sich die Augen, aber es war noch da, war von der Größe eines jungen Kalbes, und hatte nunmehr eine bestimmtere Gestalt angenommen; die Farbe aber war geblieben, ein mattes Blau; die Augen, als es ihm gerade ins Gesicht schaute, glichen ausglühenden Kohlen. Er rührte mit seinem Stock das Phantom an, und durchstieß dasselbe mehrere Male, durchfuhr es nach allen Richtungen, aber es blieb untheilbar, unfühlbar, und ein Hund wie vorher. Hr. D. eilte einige Schritte weiter, sah wieder hin, und der Hund war da. Gleichwohl war Hr. D. ein höchst mäßiger Mann, der nicht berauscht seyn konnte; er hatte an jenem Abend nur ein einziges Glas Portwein am Bette seines kranken Amtsbruders genossen.

Indem er überlegte, ob es eine optische Täuschung seyn könne, und doch nicht ohne Furcht war, fuhr ein Postwagen daher, den er anrief, und da noch ein Platz offen war, sich einsetzte. Hier schloß er anfänglich die Augen, und als er sie nach etwa fünf Minuten wieder aufschlug, so war der erste Gegenstand, der seinen Blicken begegnete, die Gestalt des blauen, auf eine etwas unerklärliche Weise zu seinen Füßen, halb unter dem Sitze, ausgestreckt liegenden Hundes. Er prüfte durch eine Frage die Mitreisenden, ob sie ihn auch sähen; da er aber das Gegentheil

wahrnahm, so erklärte er lächelnd, geträumt zu haben. Indeß der Hund blieb regungslos liegen, und sprang beim Aussteigen unmittelbar nach ihm aus der Kutsche. Zu Hause angelangt, verlor er das Phantom während des Abendessens und der Andachtsübungen der Familie aus dem Gesicht. Sobald er aber sein Licht ausgelöscht und sich zu Bette gelegt, hatte er eine Empfindung, als wenn ein großer Hund ihm zu Füßen in das Bett gesprungen wäre. Er wäre fast wieder aufgestanden, denn er fühlte den Druck vom Hunde, und schickte sich schon zu einem besondern Gebet deßhalb an. Seine Frau fragte ihn, was ihm fehle; denn er fröstelte und schauderte sehr merklich. Er beruhigte sie jedoch durch das Vorgeben, sich etwas erkältet zu haben, stand, als sie eingeschlafen war, behutsam auf, und ging in der Kammer auf und nieder. Der Mond schien durch die Fenster, und, wo er ging und stand, sah er die dämmerige Gestalt des Hundes, der ihm überall nachfolgte. Hr. D. öffnete, er wußte selbst nicht genau warum, ein Fenster, und war deßwegen auf einen Tisch gestiegen. Als er hinabschaute, bevor er wieder hinuntersprang, sah er den Hund ruhig auf den Hinterläufen kauernd ihn erwarten. Voll Ungeduld und Entsetzen eilte er seinem Bette zu, hüllte sich bis über den Kopf dicht ein, und entschlummerte endlich. Am andern Morgen hielt er Alles für einen Traum, da der Hund mit dem Tages-

licht gänzlich verschwunden und nirgends mehr zu erblicken war, und entdeckte es seiner Frau, die nicht umhin konnte, etwas Uebernatürliches in der Sache zu vermuthen. Er sah hernach das Gespenst, das in Betragen, Gestalt und Farbe ganz unverändert blieb, noch vier Male. Dieses fand immer spät am Abend, und gewöhnlich wenn er allein war, Statt. Er besaß ausgedehnte physiologische Kenntnisse, wußte aber dennoch auf keine Weise einen Erklärungsgrund ausfindig zu machen. „Einmal war er bei mir," sagt der berichtende Arzt, „als er eben das Phantom sah." Dieser untersuchte seine Augen, fand sie aber in ganz regelmäßigem Zustand, und kann höchstens anführen, daß sein Magen seit einiger Zeit etwas in Unordnung gewesen sey, dessen Verrichtungen so genau mit dem ganzen Nervensystem zusammenhängen, weiß aber auch hiedurch das Räthsel dieser Erscheinung nicht aufzulösen, und setzt hinzu: „Ich kenne noch andre, dem Erzählten nicht unähnliche Fälle von Erscheinungen, welche viel Unruhe und Schrecken bei Personen verursacht haben, die mit weniger Festigkeit und Verstand begabt waren als Hr. D."

Diese Erzählung, zuvor in einer Zeitschrift abgedruckt, veranlaßte eine Mittheilung eines gelehrten Freundes, des Arztes vom Dec. 1830, die er beifügt. Dieser Freund hatte in seinen Jugendjahren ein Laboratorium, worin er, und zwar mit großem Geldverlust, alchemistische Versuche machte, und das mit

Ausschluß des Sonnenlichts, und fest verschlossen, Tag und Nacht nur von einer Hänglampe erleuchtet war; Niemand durfte es betreten. „Als ich," erzählt er, „eines Sonntag Abends um fünf Uhr hastig gespeist hatte, ergriff ich mein Licht, und eilte zurück in mein Laboratorium, das ich nur eine halbe Stunde zuvor verlassen, um zu Tisch zu gehen. Als ich die Thür aufgeschlossen hatte, und eintrat, sah ich zu meinem eben so großen Schrecken als Erstaunen ganz deutlich die Gestalt einer kleinen, alten, gebückten Frau, welche in einen rothen Mantel gehüllt und sehr bleichen Antlitzes war. Sie stand unweit des Kamins, mit beiden Händen auf einen Stock gestützt. Ich war nahe daran, den Leuchter fallen zu lassen. Doch ich gewann so viel über mich, denselben ziemlich standhaft auf den Tisch zu setzen, der zwischen meinem geheimnißvollen Gaste und mir stand, und redete die Frau an. Ich erhielt keine Antwort. Die Gestalt bewegte sich nicht, ja sie sah mich nicht einmal an. Ich stampfte mit dem Fuße, ich klopfte auf den Tisch, rüttelte denselben mit beiden Händen, rief wiederholt die alte Frau an — Alles vergebens! Auf dem dicht hinter mir befindlichen Schenktische stand eine Flasche mit Branntwein und ein Weinglas. Ich schenkte ein Glas voll ein und trank es aus. Die Gestalt stand fortwährend eben so deutlich und eben so regungslos vor mir. Ich fing an zu vermuthen, daß eine bloße Augentäuschung obwalte. Ich rieb

mir die Augen, drückte sie einwärts, bis Lichtfunken aus denselben herauszusprühen schienen. Wenn ich sie aber wieder auf die Stelle richtete, wo die Erscheinung gestanden hatte, so sah ich die letztere immer von Neuem. Ich ging, etwas unsicher, darauf los. Sie stand gerade vor meinem Lehnstuhle, als wenn sie im Begriff wäre, sich in denselben hineinzusetzen. Ich schritt wirklich gerade durch sie hindurch, und setzte mich nieder. Nach einigen Augenblicken schlug ich meine Augen wieder auf, die ich beim Niedersitzen geschlossen hatte, und sah die Gestalt gerade gegen mir über, in einer Entfernung von ungefähr sechs Schritten. Ich stand auf — sie wich zurück; ich hob drohend meinen rechten Arm auf — eben so die Gestalt; ich erhob meinen andern Arm — die Alte that es mir nach; ich bewegte mich schnell hin nach ihr — sie zog sich zurück, ohne mich auch nur ein einziges Mal anzusehen. Jetzt ging sie nach der Stelle hin, wo ich zuvor gestanden hatte; und somit war der Tisch abermals zwischen uns. Ich gerieth mehr als jemals außer Fassung; als sie sich aber in gerader Linie mir näherte, und augenscheinlich durch den Tisch ging, verlor ich gänzlich meine Geistesgegenwart. Ein Uebelbefinden, ein Schwindel ergriff mich; ich fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir selbst kam, war das Gespenst verschwunden.

„Ich habe es seitdem nicht wieder gesehen, auch nichts Aehnliches. Solche Gesichte sind bei Literaten

von reizbarem, lebhaften Temperament und starker Einbildungskraft keineswegs etwas Seltenes. Ich kenne einen gelehrten Baronet, der sie zuweilen zu Haufen in seinem Studierzimmer hat; und nie fühlt er sich so heimisch, als wenn er von diesen luftigen Geistern umgeben ist.“ —

So weit der Auszug. Aber was ist dieses Alles, wenn, wie wir hoffen, keine Poesie? Ist's optische Täuschung gewesen? Sind es leere Selbstgebilde gewesen, wache Träume, aus der erhitzten innern Bilderkammer wie durch den Tubus einer Zauberlaterne in die leere Luft geworfen? — Höchstens möchten dahin die Haufen luftiger Gestalten des Baronets zu rechnen seyn, dessen der Briefsteller zuletzt erwähnt, und die sich den Nikolaischen Phantasmen vergleichen. Was aber so einzeln, so stät, und doch in verschiedenen Lagen und Bewegungen wahrgenommen wird, von besonnenen, nüchternen, gesunden, vorurtheilsfreien, mit der Natur vertrauten Männern, die sich sogleich selbst die Frage aufwerfen, ob es nicht ein Gesichtsbetrug sey, und dennoch, als über einen fremdartigen Besuch, Schauder dabei empfinden; das möchte sich nicht nach einer so kurzen Regel natürlich construiren lassen. Wir wissen in der That nicht, und man wird uns wohl glauben, daß wir nicht wissen, was der blaue Hund, dieser schlanke, haarige Neufundländer mit den mattglühenden Augen, oder was die krumme Alte in dem rothen Mantel

gewesen ist. Allein es finden sich bei ersterm ähnliche Vorkommenheiten, wie bei ausgemachten Geister-erscheinungen: erst Anregung des Gehörsinns, dann des Gefühlsinns, dann aufdämmernde Form, die her-nach in bestimmterm Umriß gesehen wird. Die matte Bläue und die verlöschende Augenkohle sind eine Phosphorescenz, die der seelischen Natur in ihrer Darstellung eigenthümlich zu seyn scheint, gleichwie die Durchdringlichkeit oder Durchgehbarkeit solcher Gestalten nichts Unbekanntes ist. Sie beweisen da-mit, daß sie nicht in unsern Körperraum gehören, oder wenn sie darin erscheinen, nur halb, gleich dem Sonnenstrahl, den unbeschadet seiner Ganzheit unsere Finger oder glasartige Stoffe durchfahren, theilen können, und der hinwiederum ohne sie zu beschädigen diese Zwischenkörper durchgeht und er selbst bleibt, sich gleichsam mit ihnen kreuzt. Eine besondere Nervenspannung mag allerdings zu solchen Wahr-nehmungen gehören, und in solcher scheinen beide obige Zeugen gewesen zu seyn; denn wenn wir zer-streut sind, so hören wir auch das leiblich Hörbare oft nicht, und das Sichtbare entgeht unsern offenen Augen. Es ist keine Voreingenommenheit für solche Erscheinungen selbst hiebei erforderlich, vielmehr kommen sie, wie in obigen Beispielen, ganz uner-wartet, aber bei einer gewissen abgeschlossenen Sammlung des Gemüths, gleichviel wohin die feste Gedankenrichtung gehe; das zeigen wenigstens eben

jene Vorfälle. Wir sehen auch besonders bei dem alten Weib im Laboratorium, das durch den Tisch geht, wie solchen Wesen kein dichter Körper unserer Region Widerstand leistet, sondern, was so oft behauptet wird, daß sie durch Thüren und Wände gehen können. In welche Classe von Geschöpfen nun der blaue Hund und das rothe Weib gehören, bleibt denen zu ergründen und zu entscheiden überlassen, die nähern Beruf dazu haben; nicht nothwendig müssen beide Phantome abgeschiedene Seelen gewesen seyn, obgleich der Hund eine unselige Metamorphose einer solchen gewesen seyn kann, eine von den Formverwandlungen, welche zu der Lehre späterer Zeit von der Metampsychosis mit Veranlassung gegeben zu haben scheinen.

— y —

8.

Sonderbarer Seelenzustand.

Ein jetzt verstorbener katholischer Geistlicher von höherm Rang (B. J. B.), der früher Professor an einer katholischen Universität war, demnach ein wissenschaftlicher und ein aufgeklärter Mann, erzählte dem Einsender einst eine eigene seltsame Erfahrung, ungefähr wie sie hier aus dem Gedächtniß wiedergegeben wird. Als er noch Professor war, so pflegte ihn ein College zwischen den Lehrstunden zu besuchen,

und im Zimmer umherwandelnd eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Dieser Freund starb. Einige Zeit nachher verfiel jener Geistliche in eine Krankheit, von der er genas. Als Reconvalescent stand er einst Vormittags aus dem Bette auf, sein Freund kam herein, sie rauchten und wandelten zusammen, wie vormals; plötzlich im Gespräch besann sich der Geistliche und rief: Ach Gott, Sie sind ja todt! fiel halb ohnmächtig zu Boden, und das Phantom war verschwunden. Was sie zusammen gesprochen, wußte er nicht mehr, wenigstens sagte er nichts davon. Er selbst aber zweifelte, ob es eine wahre Erscheinung seines verstorbenen Freundes oder eine krankhafte Reminiscenz gewesen sey, und war vielmehr geneigt, das Letztere anzunehmen. So möglich dieses ist, so wenig ist das Erstere darum unmöglich. Gerade durch die krankhafte Stimmung der Nerven konnte der innere Sinn aufgeschlossen oder eine Ekstase bewirkt seyn, wodurch die Wahrnehmung einer objectiven Erscheinung bedingt war. Der Fall gehört zu den zweifelhaften, über die sich nicht urtheilen läßt, aber zu den merkwürdigen.

— y —

9.

Ein räthselhafter Spuk.

(Aus der Schweiz mitgetheilt.)

Im Jahr 1788, noch vor dem Ausbruch der französischen Revolution, erregte ein sonderbares Ereigniß die Aufmerksamkeit unserer ganzen kleinen Stadt. Die Mutter des Herrn Rathsherrn von H*** (Zur Gilgen), einer der bedeutendsten Männer bei unserer ehemaligen Aristokratie, verschied auf ihrem Landgute, nahe bei der Stadt.

Um die nämliche Zeit wurde die Hausglocke auffallend stark angezogen, und obgleich augenblicklich Jemand zum Fenster hinaussah, war Niemand zu sehen und auch die Nachbarn wollten Niemanden bemerkt haben.

Der Eigenthümer des Hauses beklagte sich bei der Polizei, die Anstalten traf, daß diese Büberei, wie man es dafür hielt, sich nicht ungestraft wiederhole; und doch wiederholte sie sich den andern Tag mehrere Male, ohne daß man so glücklich gewesen wäre, den Thäter ausfindig zu machen. Die Nachbarn beklagten sich, denn der Schall der Glocke, den sie vorher kaum bemerkten, war nun so grell, daß er den Ton der Glocke, wenn sie auch noch so stark angezogen wurde, weit übertraf.

Daß viele Leute etwas, das nicht mit rechten

Dingen zugehe, vermutheten, versteht sich von selbst. Viele stellten sich um das Haus herum, um den Spuk abzuwarten, beobachteten die Glocke, und konnten sich überzeugen, daß sich dieselbe ohne sichtbare Ursache in Bewegung setzte.

Das Haus steht von drei Seiten frei, von der vierten am See, die Glocke war außer dem Haus befestigt, so, daß Jedermann die Bewegung sehen konnte.

Herr von Z... begab sich selbst hin, machte seiner Schwester Vorwürfe über ihre Leichtgläubigkeit, und während er unter der Hausthüre mit ihr sprach, erschallte die Glocke gräßlicher als nie..

Nun wurden Tischler, Zimmerleute und Maurer angestellt; Wände abgebrochen. Der sehr geschickte Professor der Physik, Walser und Herr Professor Emeran Geiger (Bruder des berühmten Theologen dieses Namens) dirigirten die Untersuchung; die Glocke läutete oft in ihrer Gegenwart; auch die genaueste Prüfung blieb ohne Resultat.

Endlich entschloß sich der nichts weniger als abergläubige Hausherr, nachdem der Spuk über drei Wochen zu seinem großen Aerger und dem der ganzen Nachbarschaft gedauert hatte, zu den Mitteln, welche uns die katholische Kirche in ähnlichen Fällen vorschreibt, Zuflucht zu nehmen und der Spuk nahm ein Ende.

Sehr oft hatte ich Gelegenheit, mit Augen und

Ohrenzeugen darüber zu sprechen, und nie konnte ich einen Widerspruch entdecken. — Bemerkenswerth ist es, daß dieser Spuk nie bei Nacht stattfand und daß der Ton der Glocke viel stärker und greller war, als der, den man mit dem heftigsten Anziehen des Glockenseiles hervorzubringen im Stande war.

Ich erinnere mich einer ähnlichen Geschichte, die sich in Amerika ereignete, in deutschen Zeitschriften gelesen zu haben. Man versprach Aufschluß, der aber, so viel ich weiß, ausgeblieben ist.

Auch Schweizerzeitungen, die ich aber nicht mehr bei Handen habe, unterhielten uns zur Zeit von einer ähnlichen Geschichte auf einem Schloß im Kanton Bern. Eine Regierungskommission verfügte sich hin, Physiker, Chemiker, Bau- und Maurermeister und der berühmte Mechanikus Schenk, gaben sich alle Mühe, eine natürliche Ursache herauszuklügeln. Die Glocke hieng in einem Thurme des Schlosses und läutete oft in Gegenwart der Herren der Commission, denselben zum Trotz; viele wollen das Absterben der Regierung von Bern, das bald hernach erfolgte, dadurch vorhergesagt wissen.

10.

Fürbitte der Todten für die Sterbenden.

Unter dieser Ueberschrift gibt das homilet. liturg. Correspondenzblatt in Nro. 1. von 1835 einen merkwürdigen anonymen Aufsatz, den wir ganz mittheilen müssen, weil es darin sogar verlangt wird. Er lautet so:

„Die interessanten Mittheilungen in Nro. 15 u. 40 dieses Blattes vom vorigen Jahre *), für deren Bekanntmachung ich dem unbekannten Einsender herzlich danke, bestimmen mich, eine Thatsache hier zu erzählen, die in das nämliche seltsame Gebiet gehört, in welches uns jene merkwürdigen Notizen führen, und der ich einen Platz in diesen Blättern vergönnt wünsche, weil nun einmal auch solche Dinge hier zur Sprache gebracht worden sind, und weil alles hierauf Bezügliche die Aufmerksamkeit aller nachdenkenden Christen ohne Zweifel mit großem Recht in Anspruch nehmen muß. Stehen solche Mittheilungen auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu dem Zweck dieser Zeitschrift, so tragen sie doch auch das Ihrige zur Förderung desselben bei, wie

*) S. Blätter aus Prevorst. 5. Sammlung S. 115. 7. Sammlung S. 172.

Alles, was von einer Welt Zeugniß gibt, von welcher der Materialismus der Rationalisten nichts wissen will; und was ich hier zu berichten habe, das wird gewissermaßen durch den Titel dieser Blätter als hieher gehörig legitimirt, indem es fürwahr in das liturgische Fach einschlägt, wiewohl freilich ein wenig in extraordinärer Weise. Es ist ein kleiner neuer Beitrag zu den tausend und aber tausend Erfahrungen ähnlicher Art, die von alten Zeiten her bekannt sind, und die der Unverstand der Flachköpfe mitleidig belächelt, ohne sie weglächeln und wegsalbadern zu können. Vielleicht gefällt es dem Herausgeber der Blätter aus Prevorst, gelegentlich einen beleuchtenden Blick auf das zu werfen, was ich hier ohne weitere Bemerkungen genau so mittheilen will, wie es zu meiner eigenen Kenntniß gelangte:

„Im letzten Winter besuchte ich öfters eine sehr wackere Frau, die mehrere Wochen lang an einem Nervenfieber krank darniederlag, und endlich im Glauben an ihren Erlöser sehr getrost, sanft und selig entschlief. Ihr Gatte, ebenfalls ein stiller, wohldenkender Mann, der mit ihr in einer vieljährigen musterhaften Ehe gelebt hatte, war schon seit manchen Jahren kränklich gewesen, der Verlust seiner treuen Lebensgefährtin beugte ihn tief, und wenige Tage nach ihrer Beerdigung, der er nicht hatte beiwohnen können, mußte er gleichfalls bett-

lägerig werden. Er hatte viele Schmerzen auszustehen, da es aber sein altes Uebel war, von dem er sich schon öfters wieder erholt hatte, so hielt man es nicht für so dringend gefährlich; ich besuchte auch ihn ein und das andere Mal, ohne sein Ende für nahe zu halten. Indeß hatte der Arzt, wie ich später erfuhr, die Tödtlichkeit des Uebels bald erkannt, der Familie jedoch nichts davon gesagt. Als nun der Mann etwa drei Wochen krank gewesen war, wurde ich des Nachts gegen ein Uhr geweckt, mit der Bitte, schnell zu Herrn St. zu kommen, weil man sein Ende erwarte. Als ich hinkam, fand ich die Familie in der äußersten Bestürzung, und den Patienten in einem Zustande, der allerdings nicht daran zweifeln ließ, daß er die Nacht nicht überleben werde; er schien zwar noch bei Bewußtseyn, hatte aber die Sprache verloren. Ich that, was meines Amtes war, und suchte dann die untröstlichen Kinder einigermaßen zu beruhigen. Da erklärte mir nun die älteste Tochter, ein Frauenzimmer von viel gesundem Verstande, sie seyen nicht unvorbereitet auf den Verlust des theuern Vaters, weil in den letzten Nächten die Fürbitte sich wieder stark habe hören lassen, eben so wie während der Krankheit ihrer seligen Mutter. Auf meine Frage, was sie damit meyne, erfuhr ich nun zu meiner nicht geringen Verwunderung, es habe sich in verschiedenen Nächten vor dem Tode der Frau St. und jetzt wieder schon

einigemal vor den Fenstern des Krankenzimmers in dem kleinen Hofe ein sehr vernehmliches Geräusch hören lassen, vollkommen ähnlich den Fürbitten, welche eine Versammlung von Katholiken vor einem Hause anzustimmen pflege, in welchem einem abscheidenden Glaubensgenossen die Sterbesakramente administrirt werden. Es habe wie die feinen, gedämpften, singenden Stimmen vieler Frauenspersonen geklungen, und sey zuerst drunten im Hofe, dann allmählig näher kommend, und zuletzt sogar wie innerhalb des Zimmers selbst, zu einem Fenster herein und zum andern wieder hinaus schwebend, gehört worden. Ich erkundigte mich bei allen Mitgliedern der Familie nach dem Ereigniß; alle, vier erwachsene Töchter, ein Sohn von eilf Jahren, der Knecht, die Magd und eine Nachbarin, welche zur Pflege der Kranken manche Nacht hier zugebracht hatte — alle bezeugten mir einstimmig ganz das Nämliche, die Nachbarin mit dem Zusatze, sie sey, als sie Solches zum ersten Male vernommen, mit großer Verwunderung und mit der Frage an die Töchter: Was haben sie denn da für Leute in ihrem Hofe? an das Fenster gegangen, habe es geöffnet und in den Hof hinuntergesehen, jedoch nichts erblickt, ob es gleich eine mondhelle Nacht gewesen sey. Ich wünschte zu wissen, ob wohl auch die Kranken es gehört hätten; man konnte mir jedoch nichts Bestimmtes hierüber sagen, da die Kranken nicht darüber befragt worden

waren, und diese selbst sich nicht darüber geäußert hatten. Es ist indessen wahrscheinlich, daß diese nichts davon gemerkt haben mögen, da sie die Nächte meist in einem fieberischen Schlummer zubrachten, und über eine so auffallende Erscheinung doch wohl mit den Ihrigen geredet haben würden.

„Es war halb zwei Uhr, als man mir diese Eröffnungen machte, und man kann sich vorstellen, mit welch einer Spannung ich nun wartete, bis es zwei Uhr schlagen würde. *) Nicht leicht habe ich etwas so lebhaft gewünscht, als selbst Zeuge eines so seltsamen und merkwürdigen Phänomens zu werden, und alle Anwesenden zweifelten nicht daran, die unsichtbaren Fürbitterinnen würden auch heute nicht ausbleiben. Allein unsere Erwartung wurde getäuscht; ich blieb, indem ich von Zeit zu Zeit mit dem Sterbenden betete, bis gegen vier Uhr da, ohne das Geringste von der bezeichneten Art zu hören. Da der Sterbende kein Zeichen des Bewußtseyns mehr blicken ließ, so begab ich mich, nachdem ich ihm die Aussegnung ertheilt hatte, nach Hause; er verschied mit Anbruch des Tages, und von jenen Gebeten der unsichtbaren Kirche hatte sich nichts mehr vernehmen lassen.

„Der kleine Hof des Hauses liegt hinten hinaus,

*) Dieß scheint also die gewöhnliche Zeit der Fürbitte gewesen zu seyn, wovon zuvor nichts gesagt ist.

und ist auf zwei Seiten von dem Hause selbst, in welchem damals Niemand als diese Familie wohnte, auf den andern Seiten von einem zum Hause gehörigen Garten umgeben; alle Einwohner des Hauses, mit alleiniger Ausnahme der Magd, gehörten zur protestantischen Kirche, wie auch die Bewohner der beiden nächsten Nachbarhäuser, und weit und breit findet sich nichts, was auch nur den Schein einer sogenannten natürlichen Erklärung der Sache geben könnte. Noch weniger ist an eine absichtliche Täuschung von Seiten der Hinterbliebenen zu denken, von denen sich ja wohl voraussetzen läßt, wenn sie mir auch nicht ohnehin als höchst einfache, aufrichtige Seelen bekannt wären, daß sie am wenigsten in jenen ernsten Augenblicken, am Sterbebett eines inniggeliebten Vaters, dessen Hinscheiden sie in eine hülflose Lage versetzte, fähig gewesen wären, eine solche Unwahrheit zu sagen, zu der sie nicht die mindeste Veranlassung hatten. Sie sagten mir, sie hätten gehört, da, wo jetzt ihr Haus stehe, solle in sehr alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden seyn, von dessen Capelle sich im Erdgeschoß noch Spuren vorfänden, und was jetzt der Hof sey, solle damals der Gottesacker des Klosters gewesen seyn. Ich habe mir jedoch keine nähern Aufschlüsse darüber verschaffen können, ob an dieser Sage etwas Wahres ist oder nicht. Die Familie bewohnt dieses Haus schon seit etlichen und zwanzig Jahren, ohne jemals etwas Unheimliches

darin bemerkt zu haben, ob sich gleich während dieser Zeit schon mehrere Todesfälle darin ereignet hatten. Auch versicherten sie mich einstimmig, daß jenes gespenstische Beten ganz und gar keinen widrigen, schauerlichen, sondern im Gegentheil einen sanften, rührenden Eindruck auf sie Alle gemacht habe, weßwegen sie sich auch gar nicht davor gefürchtet hätten; nur habe es ihnen eine deutliche Ahnung von dem bevorstehenden Tode ihrer Eltern gegeben. — Es that mir sehr leid, nicht frühe genug von dieser räthselhaften Erscheinung benachrichtigt worden zu seyn, um sie selbst beobachten zu können; indessen, wie gesagt, an der Wahrheit des Faktums läßt sich billiger Weise nicht zweifeln."

Wir sind dem Verfasser für diese Nachricht von der „unsichtbaren Kirche" vielen Dank schuldig, dem auch hoffentlich Niemand den Zweifel entgegenhalten wird, die katholische Magd könne aus irgend einem Versteck den melodischen Sterbegesang haben ertönen lassen, oder gar unsichtbarer Weise zu einem Fenster herein und zum andern wieder hinausgeschwebt seyn. Die Sache gehört in das wirklich katholisch-christliche, oder auch evangelische, Capitel von der **Fürbitte der Heiligen**, welche in der ersten Kirchenzeit als Wahrheit geglaubt, später aber durch das litaneymäßige Ora pro nobis, selbst an erdichtete Heilige, und durch den ganzen Mißbrauch dieser Stellver-

tretung, so sehr verunstaltet wurde. Heilige heißen in der Bibel A. u. N. Testaments alle durch den Geist Gottes geheiligte und fromme Menschen, und deren Fürbitte überhaupt sieht die Schrift für wirksam an. Warum nicht auch, wenn sie in ein anderes Leben übergegangen sind, Christo nach, der für uns bittet? (Hebr. 7, 25.) Gottfr. Arnold (Kirch. u. Ketzg. I. 3, 5, 6) erwähnt aus den Kirchenvätern, daß man in den ersten Jahrhunderten „fast durchgehends geglaubt, daß die Abgeschiedenen für die noch Lebenden beteten, auch wohl bei ihren Gedächtnißtagen zugegen wären, und bis auf gewisse Zeiten von dem Anschauen Gottes und von der Vollendung ihrer Seligkeit abgehalten würden, bis sie völlig gereinigt wären; wiewohl sie indessen weder die Heiligen angebetet, noch auch die im Glauben abgeschiedenen Seelen für unselig oder elend gehalten." — Die Reformation hat nur die Anrufung der verstorbenen Heiligen verworfen, und das aus dem richtigen Grunde, weil sie nicht in der heil. Schrift verordnet ist und zur Abgötterei führen kann, auch wirklich geführt hat, während sich der Christ unmittelbar an Gott und an den einzigen allgemeinen Mittler Jesum Christum wenden darf. Sie hat aber in der Apologie der Augsburgischen Confession ausdrücklich zugegeben, daß die Engel und die Heiligen im Himmel „für die ganze Kirche insgemein" bitten mögen. Wenn für das Ganze, warum nicht auch für die Einzelnen?

Darum ist aber nicht nöthig, sie deßhalb anzusprechen, sie erschienen uns denn; denn wo ist uns verheißen, daß sie uns hören werden, wie der allgegenwärtige Gott? Sind sie uns zu Beschützern und Nothhelfern gesetzt, so vollziehen sie den göttlichen Auftrag von selbst und besser als wir es verstehen. Bitten sie für uns, so bedarf es nicht erst unsers Verlangens, wie wenn wir uns den sichtbaren Heiligen zur Fürbitte empfehlen, die außerdem unsern Wunsch und unser Bedürfniß nicht kennen würden gleich denen, die über uns erhöhet sind. Haben wir besondere Schutzheilige, von Gott verordnet, so rufen wir vielleicht solche an, die einem Andern zugehören und gehen irre. Kurz, wir haben den Herrn und nicht die Knechte anzurufen, denen er über uns Befehl gibt. Daraus folgt aber nicht, daß sie nicht für uns beten und handeln sollten nach eben diesem seinem Befehl, von dem wir nichts wissen. Die Diener anzugehen, und zwar blindlings, ist ein Umweg und eine Eigenmacht, die Gott nicht leiden mag; er aber kennet schon die, welche er sendet und höret.

Nach diesem Allen ist es ganz wahrscheinlich, daß theilnehmende Wesen aus der andern Welt sich jener Sterbenden als Fürbitter angenommen haben, wie der Geistliche, der im sterblichen Leibe an dem Krankenbette stand. Ob es die Geister der dort begrabenen Klosterfrauen, oder welche andere es waren, ist ungewiß, und zeigt ebenfalls, daß der Christ die

verstorbenen Heiligen für sich gewähren lassen soll, ohne näher nach ihnen zu fragen. Daß die Stimmen ausblieben, als der irdische Krankentröster bei dem Sterbenden war, hat außerdem, daß bei solchen Ereignissen die Neugier gewöhnlich ihren Zweck verfehlt, wohl vornämlich darin seinen Grund, weil er durch Zuspruch und Gebet ihre Stelle ersetzte. Nichts geschieht umsonst in jenem Reich der Dinge; hätten aber die Fürbitterinnen in sein Gebet hörbar eingestimmt, was auch möglich gewesen wäre, so würde auch dieses einen göttlichen Zweck nach den gegebenen Umständen gehabt haben.

Wir finden uns veranlaßt, aus glaubhafter Quelle einen bestätigenden Vorgang mitzutheilen, der sich bei dem Tode eines gewissen sehr bekannten Mannes ereignet haben soll. An dem Tage, wo er starb, hörte man vor seinem Abscheiden zuerst unten in der Holzkammer seines Hauses ein Gepolter, als wenn Holz geworfen und gesägt würde. Man schickte hinab, fand Niemand und Alles still. Hierauf ließ sich in der Gegend seines Zimmers ein lauter Gesang hören. Eine angesehene Frau kam zu der Schwiegertochter, sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, hörte auch dieses choralartige Singen auf dem Vorplatz, und fragte, ob denn ihr Schwiegervater singe? Als man die Thüre öffnete, so war im Zimmer Alles still, der Wärter ruhig neben dem Patienten; im andern Zimmer daneben saßen ein

Paar Freunde, von denen der Gesang nicht herrühren konnte, die ihn aber ebenfalls hörten. Man kam überein, diese Vorfälle zu verschweigen, aber sie wurden dennoch bekannt. Wir nennen aus jener Ursache den Mann nicht, von dem die Rede ist; wer ihn erräth, kann sich bei seinen Hinterlassenen um die Wahrheit der Sache erkundigen; indessen steht dahin, ob sie für angemessen halten, ihm solche zu bezeugen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Mutter dieses Greises, welche geraume Zeit vor ihm verstorben war, obwohl von lebensfrohem Charakter, und in ihrem spätern Wittwenstande mehr einer gebildeten Geselligkeit und Kunstgenüssen ergeben, doch einen innern Glaubensgrund aus einem frühern Lebensalter bewahrte, wo ihr Sinn ausschließlicher zu Gott gerichtet war, und daß sie namentlich an schönen Choralgesängen immer noch viel Freude fand. Wie wenn ihre Fürbitte für ihren hochgeliebten Sohn sich in einem frommen Lied in seiner Nähe ergossen hätte? Zwar hatte er auch sonst Freunde und Freundinnen von entschieden geistlicher Gesinnung gehabt.

Es läßt sich kaum zweifeln, daß noch mehr Beispiele dieser Art zu finden seyn werden. Aber welch ein herzerhebender Blick thut sich hier auf! Der Gedanke der gegenseitigen Fürbitte der Lebenden für die Todten und der Abgeschiedenen für die Lebenden und für die Sterbenden, ist groß und lieblich, mag

die sinnliche Flachheit ihn verkleinern wie sie will. Die Ewigkeit steht offen; die sichtbare und die unsichtbare Welt sind in beständigem Wechselverkehr; der Geist der Liebe schlingt sein heiliges Band allerwärts durch beide hindurch; es ist eine ewige „Gemeinschaft der Heiligen“ oder Frommen, die um einander, die um ihre Angehörigen, die um alle Gnadefähigen besorgt sind, sie dem Hirten der Seelen zur Erbarmung in Kraft seines Verdienstes zu empfehlen, ihnen wo möglich Glauben und Sehnsucht nach ihm, ihnen Trost einzuhauchen in den letzten Augenblicken, sie mit Lobgesängen einzuführen in die Wohnungen des Friedens. Wir sind sogar überzeugt, daß es nicht anders seyn könne, als es die mitgetheilte Erfahrung ergibt. Jene Welt, welche schon hier geistig in uns liegt und aufwächst in den Frommen, steht in umgekehrtem Verhältniß zur diesseitigen. Hier sorgt, in der Armuth des Sinnenlebens und im Hunger nach dessen Genuß, Jeder zunächst für sich; dort hört bei den Geheiligten die Selbstsucht völlig auf, der sie schon hienieden durch die geübte Selbstverläugnung entwachsen sind; sie haben keine irdischen Bedürfnisse mehr, um die sie für sich arbeiten sollten; aber sie wirken und arbeiten für Andre, wie der Herr für Alle. Es ist ein stetes Opfer, das sie bringen, und wovon schon hier in jeder Handlung wahrer Liebe sich der Abglanz zeigt; es ist dieses ihr ewiger Gottesdienst, wodurch

das Reich Gottes gemehrt und ihre eigene Seligkeit erhöht wird. Alle für Alle, Jeder für den Andern, das Ganze für den Herrn, der Herr für das Ganze! wer diese himmlische Losung nicht begreift, wen sie nicht rührt, wer sie nicht zu der seinigen machen möchte, der bleibe in der Knechtschaft seines Ichthums, und schelte fort auf die Mystiker, die nach dem göttlichen Leben der allgemeinen, allbeseligenden Liebe lüstet — oder was wir lieber sagen: Gott erbarme sich sein!

Man denke sich doch: wenn ein Seliger den Auftrag erhält, ein geliebtes aber verirrtes und darum unglückliches Geschöpf auf den Weg des Heils zu führen hier oder dort, sollte ihm das nicht eine Wonne seyn? sollte er nicht gerne bitten, daß es durch ihn oder durch Andere geschehe? Wir wissen nicht, wer uns von Kindheit auf geführt hat, wer uns noch führt; aber daß wir geführt werden, erkennen wir, sobald uns die Augen über uns und unsere Schicksale aufgethan sind. Spricht man, Gott hat es gethan, so ist das wohl richtig; aber soll er nicht ein Geschöpf durch das andre führen, wie er ja hier schon thut, auf daß Jedes in Liebe, Kraft und Erkenntniß wachse, sey es Führer oder geführt, auf daß es seinem Alles leitenden Vorbild ähnlich werde? Da aber alles Vermögen und Gelingen von ihm ausgeht und ohne seine Erbarmung das Geschöpf nicht einmal nach besserer Führung verlangen kann, als es auf den

Wegen seiner irdischen Natur sich selber gibt oder findet; so bedarf es allerdings des Hülferufs, der Fürsprache derer, die ihm die Richtung nach den Wegen des Lebens geben wollen und sollen. Sie haben an ihm zu kämpfen, sie haben für dasselbe zu kämpfen, und Gott allein verleiht den Sieg. Wir wollen uns also freuen, daß wir Fürsprecher im Himmel haben, wenn wir sie gleich nicht kennen, außer dem Einen, der aller Welt oberster Fürsprecher ist, und durch den auch Jener Gebet zu Gott geht.

Eine verständige Freundin hat folgendes ähnliche Beispiel erlebt und aufgeschrieben:

„Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1826, zwischen ein und zwei Uhr, als wir, etwa zwölf Personen, um das Bette unserer sterbenden Mutter standen; es war sehr heiß, deßhalb stand das Bette der Sterbenden an einem schmalen Pfeiler zwischen zwei offenen Fenstern, ihr Kopf lag nach demselben hin. Sie hatte schon viele Stunden lang gestöhnt, nun wurde aber der Athem leichter und seltener; bei den letzten Athemzügen, zwischen welchen mehrere Sekunden verstrichen, hörten alle wir Umstehenden mehrere Accorde wie von etwa zwölf oder mehr sehr reinen Knabenstimmen vierstimmig und choraltaktmäßig singen. Niemand von uns Allen wollte die feierliche Stille bei jenem Ausathmen unterbrechen; doch war ein allgemeines Aufhorchen auf diesen

Gesang; ich hob meine eine Hand in die Höhe, um darauf aufmerksam zu machen, und mein Vater, der dem Fenster zunächst stand, oder irgend einer der Anwesenden, bog sich zum Fenster hinaus, um zu hören, wo der Gesang herkomme. Erst nachdem die Sterbende ausgeathmet hatte, und wir im andern Zimmer waren, sprachen wir über diesen Gesang, und wollten uns den andern Tag in der Nachbarschaft erkundigen, wo gesungen worden sey. Dieß geschah, aber Niemand hatte da gesungen. Denke ich jetzt daran, so kann ich sagen, daß ich nie einen ähnlichen Gesang gehört habe; am wenigsten ist er mir denkbar von Knabenstimmen, die gewöhnlich viel Rohes haben; diese Accorde wurden aber auf's Reinste gesungen, und waren dabei so deutlich, daß ich sie niederschreiben könnte, und doch drangen sie nur sehr leise durch die tiefe Stille der Nacht zu unsern Ohren.

„Meine selige Schwester Amalie hörte, etwa drei Wochen vor ihrem Tode, um Mitternacht wachend eine helle, klare Sopranstimme singen; sie erzählte davon, der Gesang sey so schön gewesen, daß sie nicht habe einschlafen wollen, um ihn zu hören.“ —

Die erste Begebenheit hat wieder viele gegenwärtige Zeugen für sich. Die zweite erinnert mehr an Jakob Böhm, der vor seinem Abscheiden auf dem Todtenbette seinem Sohn Tobias rief und ihn fragte: Ob er auch die schöne Musik höre? und als er es verneinte, sprach: Man solle die Thür öffnen,

daß man den Gesang besser hören könne. Ob nun in solchen Fällen die Sänger Engel oder Verstorbene sind, gilt im Ganzen gleich, und es ist beides zusammen möglich.

— y —

11.

Nachträgliche Sprachbemerkung, und der Hades der Kalmuken.

In der dritten Sammlung d. Bl. S. 93 f. ist von der Etymologie des Wortes Hades die Rede. Zu den griechischen Wörtern, welche Anspruch auf dessen Verwandtschaft machen können, gehört auch αϊδιος, ewig, offenbar so viel wie αειδιος, von αει, immer, durch dessen Analogie sich auf der andern Seite die Herleitung aus αειδης, unsichtbar, die aber ohnehin durch das gleichbedeutende αειδης unbestritten ist, bestätigt. Vermöge des Zusammenhangs mit αϊδιος aber wäre αϊδης, folglich ᾅδης (Aïdes, Hades), der ewige Ort, oder was wir schlechthin die Ewigkeit und das Ewige nennen, wenn wir z. B. sagen: Er ist in die Ewigkeit gegangen. Denn daß αϊδης ebensowohl von αει kommen kann, als αϊδιος, ja daß dieses als von αϊδης abgeleitet angesehen werden könnte, leidet keinen Zweifel, mag nun αιδης als Substantivum oder als Adjectivum, wobei τοπος zu verstehen wäre, gelten, mag auch die prosodische Quantität des α seyn, welche sie will.

Uebrigens ist neuerlich in öffentlichen Blättern

auch von dem Hades der Kalmucken oder Mongolen die Rede gewesen, welchen sie Birid nennen. Die Gelegenheit dazu gab die Nachricht von dem alten epischen Gedicht dieses Volks, wovon der Held Dschangar heißt, und dessen Verfasser unbekannt ist, aber ein aus dem Todesschlaf Auferstandener gewesen seyn soll, der die Dschangariade im Birid gehört und von da mitgebracht habe. Die Dichter der Kalmuken, die eine halb priesterliche Genossenschaft wie die Barden bilden, heißen von jenem unsterblichen, und wie man sagt vortrefflichen Heldengedicht, Dschangartschi.

— y —

Aerztlicher Traum.

Der gottselige Christian Scriver führt in seinem Werk: „Gottholds Sieg- und Siegesboten,“ 2. Thl. 4. Betracht. §. 15. (neue Ausgabe von Blochmann, Dresden 1835. S. 102), folgenden merkwürdigen Fall an, den wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben:

„Es ist manchmal eine schwere Krankheit, ein verzweifelter böser Schade, an dem alle Medici, Barbirer und Wundärzte lange curiren und oft kein Mittel finden können; Gott gibt ihnen aber manchmal in den Sinn, was sie thun sollen, und läßt endlich ihre Cur gelingen daß sie sagen müssen: Das hat Gott gethan, und erkenuen, daß es sein Werk sey. Eine merkliche Sache ist es, die ein gelehrter und hochberühmter Medicus von einem andern gottseligen und erfahrenen Manne seiner Profession erzählt, *) daß nämlich demselben, als er wegen eines sonderbaren wunderlichen Zufalls eines seiner Patienten hoch bekümmert war, wie er demselben kräftig be-

*) Joh. Dan. Maj. D. et Prof. Kib. in vita Sachsii miscell. curios. permisc. c. 16. de D. Christoph. Rhumbaum, Med. Vratislav.

gegnen möchte, dabei, als leicht zu erachten, herzlich zu Gott seufzete, und endlich darüber einschlief, ein medicinisches Buch im Schlaf vorgekommen, darin ihm, wie solchem Zufall zu wehren, gründlich und deutlich gezeigt ward. Als er nun erwachte, und solchen Traum, wie billig, für göttlich hielt, folgte er der Cur, welche er im bemeldeten Buche und im Traum erlernt hatte, und zwar so, daß er seinem Kranken, durch Gottes Segen, erwünschte Hülfe leistete. Etliche Jahre hernach kam ein solch Buch durch den Druck ans Licht, darin die gemeldete Cur und zwar an dem Blatt und auf der Seite des Blattes die er im Traum gesehen und angemerkt, vollkömmlich beschrieben gewesen. Hier wird ohne Zweifel dieser Medicus Gott die Ehre gegeben und für solche Offenbarung ihm herzlich gedankt haben, daß er ein solch Licht in seinem Herzen aufgehen, und so einen gewünschten Ausgang seiner Cur sehen lassen."

Also doppelt wunderbar, einmal als Offenbarung des Heilmittels, und zugleich als Vorgesicht des später gedruckten Buchs, worin die Vorschrift enthalten war. Dieses Beispiel sollten sich billig alle Aerzte zu dem Ende merken, und nie eine Cur, und am wenigsten eine schwierige, ohne Anrufung des himmlischen Arztes unternehmen, in dessen Hand auch alle Bücher und künftige Entdeckungen sind, und der sie ihnen voraus und zuerst kund machen kann. Wie er es thut, ist gleichgültig. Allein an-

statt daß die Heiden sich in die Aeskulapstempel einlagerten, um Heilträume zu erhalten, ja selbst anstatt unsere Schlafseherinnen zu befragen, sollte billig der christliche Arzt darnach trachten, selbst Eingebungen für die richtige Anwendung seiner Kunst zu erhalten. Vielleicht würde er nicht unmittelbar damit begabt, sondern etwa im Traum oder Wachen an ein vorhandenes Buch, an eine Hellsehende, wohl gar an einen verachteten Empiriker gewiesen, um sich der eigenen Offenbarung nicht zu überheben. Das würde ihm aber doch nicht ohne Gott geschehen, und je nach seiner Dankbarkeit würde er weiter kommen.

— y —

Traumerfüllung.

Der umgekehrte Traumpoet, oder der Traum, von welchem in der sechsten Sammlung dieser Blätter S. 35 die Rede war, hat Wort gehalten auch im geraden Sinn der Vorbedeutung. Denn der damals der Summe nach noch ganz unbekannte Gewinn, auf den zunächst gerechnet wurde, lief später ein, und betrug wirklich zwanzig Reichsthaler und etwas darüber. Es war übrigens kein Lotteriegewinn, dergleichen so viel schädliche Träume veranlaßt. Wenn dich also ein Traum auf gleiche Weise zu necken scheint, lieber Leser, und verkehrt aussieht, so denke nur: Du kommst mir seiner Zeit auch gerade! und lobe Gott immerdar.

— y —

Der Graf von Modena.

In den kürzlich zu Paris erschienenen Soirées de S. M. Louis XVIII., recueillies et mises en ordre par M. le Duc de **, befindet sich die nachstehende abgekürzte Erzählung des Königs; ausführlich ist sie in dem „Ausland“ und von da in andern deutschen Blättern übersetzt erschienen.

Vor der ersten französischen Revolution befand sich unter den Edelleuten, welche den nachherigen König Ludwig XVIII. (damaligen Monsieur) umgaben, der Graf von Modena, ein verständiger, jeder Unwahrheit unfähiger Mann, dem der Prinz von Herzen zugethan war. Dieser bemerkte an ihm im Jahr 1788 seit mehreren Monaten eine ungewohnte tiefe Schwermuth. Im hohen Sommer ging der Prinz nach Brunoy und befand sich daselbst mit Modena fast ganz allein. Bei einem Spaziergang im Garten fragte er ihn um die Ursache seines Kummers, und ob er nichts thun könne, ihn zu mildern. Der Graf sah ihn starr an, und sagte endlich mit dumpfer Stimme: „Ich bin ein Narr.“ Auf weiteres Eindringen eröffnete er ihm, daß ihn ein stets wiederkehrender Traum plage. „Jede Nacht,“ sagte er, „so wie ich einschlafe, wirft es mich im Bette umher,

ohne daß ich eine Ursache anzugeben wüßte, woher dieß kommt, und ich werde von peinlichen, ja selbst abscheulichen Traumbildern gequält, die ich durchaus nicht zu verscheuchen vermag. Es sind böse Träume: ich schwimme im Blut, und um dem Todesstreiche zu entgehen, flüchte ich zu dem Eis des Nordpols, und finde mich oft in St. Petersburg auf einem Rosenbette liegen, ohne daß deßhalb meine Einbildungskraft minder gequält wäre. Wenn," fuhr der Graf mit gedämpfter Stimme fort, „diese furchtbaren Gesichte nur mich beträfen, so möchte es hingehn; allein sie umfassen das Heiligste, was es für mich auf der Welt gibt." — Wen denn? fragte der Prinz. — „Den König, die Königin, Ihre erlauchte Familie." — Und mich? — „Sie, gnädiger Herr, erscheinen mir auch, aber immer mit einem glänzenden Schein umgeben. Sie schwimmen, so wie ich, auf dem Blutstrom, aber wir sind von einander getrennt, und landen Jeder an einem andern, weit von einander entfernten Gestade." Er versicherte wiederholt, daß diese Träume jede Nacht wiederkehrten, und ihn um so mehr erschreckten, als die Sache auf einen Umstand seiner Jugend Bezug habe.

Seine Mutter nämlich war mildthätig, und versah die Armen ihrer Gegend persönlich mit ihren Bedürfnissen. Unter diesen war ein armer, finsterer, wortkarger Italiener, Namens Jacobi, der sich stets in der Ferne hielt, sich bei keinem ländlichen Fest

und noch weniger bei Processionen oder in der Kirche sehen ließ. Der Anblick seiner ärmlichen Hütte flößte Ekel und Abscheu ein. Jedermann mied ihn und verweigerte ihm alle Dienste; denn seine Nachbarn glaubten allgemein, daß er ein Zauberer sey, der mit bösen Geistern umgehe, von ihnen und andern Zauberern zuweilen besucht werde, jeden Sonnabend um Mitternacht auf den Hexensabbath reise, und gaben ihm jedes Ungewitter, jeden verwüstenden Hagel Schuld, konnten auch der Gräfin Mitleid gegen ihn nicht begreifen. Diese ließ sich jedoch nicht abhalten, ihm wohlzuthun, nöthigte mit Mühe ihre Dienerschaft, ihm, als er bettlägerig war, Nahrungsmittel zu bringen, und begab sich Abends selbst zu ihm. Einst wurde sie durch ein heftiges Gewitter daran gehindert. Gegen zehn Uhr Abends ging sie, durch ein unwiderstehliches Etwas getrieben, früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer. Hier überfiel sie neue Unruhe, sie fühlte sich beängstigt, und glaubte, daß ein Gebet sie aufheitern würde, beugte daher ihre Kniee vor ihrem kleinen Altar, und wendete sich inbrünstig zu Gott. In diesem Augenblicke geschahen zwei Schläge an die äußere Thüre ihres Vorzimmers, die sie von ihrem Betpult aus im Auge hatte; der Platz, wo sie betete, war völlig finster, zwei auf einem Armleuchter brennende Kerzen aber erhellten das Vorzimmer, so daß man den Eintretenden sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie erkannte an

jener Art zu klopfen Niemand aus ihrer Umgebung; doch rief sie, furchtsam und fast unwillkürlich: „Herein!“ Die Flügelthür ging auf, und herein trat Jacobi mit ganz veränderten, wilden und fürchterlichen Zügen. Er ging langsamen festen Schrittes durch das Zimmer, und blieb auf der Schwelle des Oratoriums stehen, als wenn er die Gräfin sähe. „Madame,“ hub er an, „meine Stunde ist gekommen; Sie werden mich nicht wiedersehn. Ihre Güte hat Ihnen ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben, so daß ich, ehe ich dahin gehe, wo ich für immer wohnen muß, gekommen bin, um Ihnen für Ihre Wohlthaten zu danken. Ich bin zwar ein armer Mann, aber es steht mir dennoch ein Mittel zu Gebot, mich für das, was Sie an mir gethan haben, erkenntlich zu bezeigen. Ihr Sohn (er nannte hier den Vornamen des jungen Grafen) wird bei Zeiten von dem Unglück benachrichtigt werden, das über Frankreich kommt, und wenn er klug ist, kann er sich retten noch ehe 's ausbricht. Leben Sie wohl, Madame; der, der mich hieher geführt hat und an der Treppe auf mich wartet, hat Eile, und somit bin ich Ihr Diener.“ — Jacobi verschwand, wie die Mutter des Grafen sagte; ein fürchterlicher Blitz und Donnerschlag brach in diesem Augenblick los, und die Gräfin fiel in eine Ohnmacht, aus der sie mit der Nachricht geweckt wurde, daß Jacobi's Hütte vom Blitz angezündet worden sey,

und daß man den Leichnam des italienischen Hexenmeisters nicht mehr gefunden habe.

Der Prinz, der nicht leiden konnte, wenn man allzu leichtglaubig war, machte dem ernsten Erzähler Einwendungen, mußte aber einlenken, und sagte endlich: „Ich hoffe, daß Ihre Hypochondrie bald vorübergehen wird, und daß, wenn sie ja jemals nach Rußland kommen sollten, dieß nicht als ein flüchtiger Verbannter, sondern als Gesandter Sr. Majestät des regierenden Königs von Frankreich und Navarra seyn wird."

So kam es wirklich, jedoch nicht, wie es der Prinz verstand: Modena fand während der Revolution ein Asyl in St, Petersburg, wo er diplomatische Aufträge vollzog, die Jener ihm ertheilte.

Im Original redet Ludwig XVIII. selbst. Ob die Geschichte wirklich aus seinem Munde gekommen ist, wird der Verfasser der Soirées besser als seine Leser wissen. Hätte er seinen Namen genannt, so würde sie an Glaubwürdigkeit gewinnen. Ihre Möglichkeit ist nicht zu läugnen; es gibt der wunderbaren Vorzeichen und Verkündigungen der französischen Revolution noch mehr. Ob der Graf von Modena noch lebt, weiß man nicht zu sagen. Die Bestätigung oder gründliche factische Widerlegung der Geschichte wäre wünschenswerth.

— y —

15.

Wullen's Schrift über Jacob Böhme's Leben und Lehre.

Wir erweisen vielleicht den Lesern dieser Blätter einen Gefallen, wenn wir ihnen von einer jüngst erschienen Schrift, welche mit mühereichem Eifer aus den Quellen geschöpft, zum erstenmale die Geschicke und die Ansichten Böhme's, vollständig und zusammenhängend darlegt, eine Anzeige mittheilen. Diese Schrift hat den Titel: „Jakob Böhme's Leben und Lehre, dargestellt von Dr. Wilhelm Ludwig Wullen" (Stuttgart bei Liesching). Wissenschaftliche Rücksichten empfehlen unläugbar die Erinnerung an diesen gewaltigen, tiefen Geist. Denn ihm gebührt nicht blos in den Reihen der Vergangenheit eine ehrenvolle Stelle, er hat auch noch für unsere Gegenwart eine große Bedeutung. Böhme's Lehre ist ein Ackerfeld, auf dem reiche, folgenschwere Gedanken sprossen. Sie ist die Lehre des Willens und der christlichen Freiheit im Gegensatze gegen die jetzt herrschende Lehre des Begriffs und antiker Nothwendigkeit; allein nicht nur wissenschaftliche Rücksichten gebieten, den Stein von dem Grabe dieses Geistes zu wälzen; auch Rück-

sichten auf das Leben, auf die Sache der Religiosität erheischen diese Arbeit. Unsere Zeit ist, wie bekannt seyn möchte, reich an blendendem Weltverstande, aber arm an heiligen, das Licht des Jenseits in die Nacht des Diesseits tragenden Gemüthern, die begeistern und erheben können. Zu diesen hehren ermuthigenden Naturen gehört Böhme, der glaubend, duldend, denkend die äußere Welt überwand. Der Gute soll in der schlechten Zeit doppelt freudig begrüßt seyn.

Wullen giebt zuerst eine Lebensbeschreibung Böhme's. Böhme wurde in der Nähe von Görlitz im Jahre 1575 geboren, und starb in dieser Stadt im Jahre 1624. Sein Leben, über dem der gewitterreiche Himmel der kirchenverbessernden Zeit lag, zeigt keine großen Wechsel. Es war im Allgemeinen einfach, freilich auch nach irdischer Weise durch Schmerzen getrübt. Seine Schriften waren die Hauptbegebenheiten desselben. Wullen schließt diesen Lebenslauf mit folgenden Worten: „Böhme wurde von seinem Freunde Balthasar Walther philosophus teutonicus genannt. Er war der Art, daß ihm der Name eines tiefen und eines deutschen Denkers gebührt."

Eine eigenthümliche schöpferische Kraft zeichnet ihn in hohem Grade aus. Er hat Manches aus der heiligen Schrift und andern Büchern sich angeeignet, aber die Hauptgedanken seines Lehrgebäudes, die Grundsteine, auf denen es ruht, die Säulen, von

denen es getragen wird, hat er aus den reichen Schachten seines Geistes, ohne Unterweisung der Schule, zu Tage gefördert. Besaß er ja den glücklichen Blick, den Keiner durch Arbeit oder Mühe sich geben kann, den Blick, welcher die Wahrheit in der Tiefe schaut, ehe sie den Ringgang des Beweises heraufgestiegen ist. So wurde es seinem großen, scharfen Verstande möglich, den Gegensatz zwischen bedingter und unbedingter Erkenntniß, zwischen höherer und niederer Einsicht anzugeben, und den Inhalt desselben mit der folgerichtigen Gründlichkeit darzustellen, die immer nur seine Lage, seine Umstände, seine Zeit gestatteten. Es geben sich daher Diejenigen eine Blöße, welche ihn als Schwärmer bezeichnen, und man muß ihnen den Rath ertheilen, über diesen gewaltigen Geist fernerhin stille zu seyn, damit nicht das Mitleid der Kundigen zu sehr in Anspruch genommen wird. Böhme hatte ein tiefes, klares Bewußtseyn seines Selbst's, seines Selbst's als eines von göttlichem Lichtstrahl erleuchteten Spiegels des Alls. Daraus floß sein kühner Muth auf dem Felde der Wahrheit, sein erhabenes Vertrauen auf die siegreiche Macht des um Erkenntniß kämpfenden Geistes.

Wenn ihm vermöge dieser Vorzüge der Name eines großen Denkers gebührt, so gebührt ihm der Name eines echt deutschen Denkers, wegen des Tugendernstes, der in jedem seiner Worte sichtbar

ist, und der hohen Frömmigkeit, die mit heiliger Gewalt durch sein ganzes Leben zog. Er strebte nach Wahrheit, weil er glaubte, es sey Forderung der Sittlichkeit, nach Wahrheit zu streben. Er strebte nach Sittlichkeit, weil er überzeugt war, daß ohne Sittlichkeit, ohne Herzensreinheit die Wahrheit nicht gefunden werde. In dem Einen sah er ein sicheres Beförderungsmittel für das Andere. Das Eine und das Andere aber bezog er auf den Mittelpunkt, um den alle seine Anstrengungen, alle seine Mühen, alle Kräfte seines Geistes, Tiefsinn, Scharfsinn, Phantasie mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit kreisten, auf das Göttliche. Sein reines Auge war immer zum Himmel gerichtet, sein Hauptziel Gottesdienst und Gottesverherrlichung — sein ganzes Forscherleben ein Streben, im Reiche des Denkens und Seyns, der Freiheit und der Nothwendigkeit, des Geistes und der Natur, des Guten und des Bösen das Wandeln Gottes zu erkennen.

Nach der Lebensbeschreibung Böhme's giebt Wullen die Entwicklung seiner Lehre, welche sich als ein gegliedertes abgerundetes Ganzes darlegt. Das Innerste und Tiefste des Alls, sagt er, ist der Ungrund. Sein Wesen ist die unendliche Regsamkeit des ewigen Urwillens, der sich als Vater, Sohn, Geist, Wort, Weisheit, bestimmt. Der Urwille aber ist eine unendliche Stille. Kein Ton würde in dem All hervorquellen, wenn nicht die Elemente des

Urwillens sich selbst erfassend die ewige Natur gebären würden. Die ewige, von der zeitlichen, äußeren und zerstörbaren wohl zu unterscheidende Natur oder der Grund offenbart den stillen geheimnißvollen Ungrund. Sie entfaltet sich in der Siebenzahl, enthält sieben Stufen, sieben Gestalten. Jede dieser Gestalten hat eigenen Bestand und eigenes Wesen, wenn gleich jede das Wesen der sechs andern Gestalten einschließt. Sie sind durch ein ewiges Band vereint, aber dennoch lassen sich in der ewigen Natur zwei Reiche unterscheiden, das der Nacht von dem des Lichtes, das des Grimmes von dem der Liebe. Ohne das erste Reich könnte das zweite nicht bestehen. Das zweite ist der Zweck des ersten. Im ersten herrscht die Verneinung, im andern die Bejahung, in jenem die Nothwendigkeit, in diesem die Freiheit. Gott als Ungrund bringt keine Geschöpfe hervor, sie treten erst dadurch in das Daseyn, daß der durch den Grund geoffenbarte Gott in ihm sich bewegt, dadurch, daß das offenbare, göttliche Wort sich ausspricht. Die Geschöpfe, die Geister schöpfen ihr Seyn aus der ewigen Natur. Ihr Wesen ist daher aus den Elementen des Urwillens gebildet, aus Begierde und Lust, aus Nacht und Licht, aus Grimm und Liebe. Die ganze Geisterzahl zerfällt nach dem Vorbilde der Dreieinigkeit in drei Kreise. Zwei Geisterkönige und zwei Geisterkreise entsprachen durch Hingabe an die göttliche Bewegung ihrem Berufe, wurden gut;

ein Geisterkönig und ein Geisterkreis entsprach ihm nicht, wurde böse. Das ist Lucifer und sein Reich. Lucifer strebte ohne äußeren Anstoß über das ewige Urbild sich zu erheben, es zu seinem Abbilde herabzusetzen, und so der Herrschaft des Alls sich zu bemeistern. Die nothwendige Folge dieses naturwidrigen Strebens ist unendliche Qual. Gegen den Andrang dieser Verbrecher ist die Schöpfung unserer Welt gerichtet. Unsere Welt, gemischt aus Nacht und Licht, aus Grimm und Liebe, steht dämmernd in der Mitte des Alls, hinter ihr die schreckliche Nacht der leersten Aeußerlichkeit, vor ihr das selige Licht der reichsten Innerlichkeit. In dem Schöpfungswerke lassen sich sieben Tage, sieben Stufen unterscheiden, da die Schöpfung durch die sieben Gestalten der ewigen Natur vollzogen wurde. Jeder spätere Tag, jede spätere Stufe war ein höherer Triumph des Guten über das Böse. Der Mensch vereinigt in seinem reichen Leben alle Mächte, die in dem All wirksam sind. In ihm ist die Ewigkeit mit ihrer Finsterniß und ihrem Lichte, wie auch die Zeit mit ihren wandelbaren Gestalten. Er steht daher auch höher als die vorweltlichen Geister. Mit seinem leiblichen Wesen bildet er die äußere Welt ab, mit seinem geistigen die innere. Die Seele erreicht sich selbst erst dadurch, daß sie als Wille sich regt. Der erste Wille ist der erste geistige Pulsschlag in der zeitlichen Schöpfung. Der freie Wille besteht in der Wahl, mehr und mehr

sich zu verfinstern, oder mehr und mehr sich zu durchleuchten, oder zwischen Finsterniß und Licht hin und her zu schwanken. Der eigene Wille ersteht, wenn sich die Seele als Ich ausspricht, wenn sie das All nur auf sich bezieht, statt sich auf das All zu beziehen. Die Vernunft ist das Auge der vergänglichen Welt, die Seherin des Scheins. Die Reue ist ein nothwendiges Glied in dem Entwicklungsringe des menschlichen Seyns, wie es sich durch die Sünde gestaltet hat. Der gelassene Wille bildet den schroffsten Gegensatz gegen den eigenen Willen. Wenn der letztere Alles zu seyn strebt, strebt der erstere Nichts zu seyn. Der Glaube wird durch den Willen hervorgebracht, und ist nichts-Anderes, als ein Wille, der in Gott und mit Gott wirkt. Der Verstand erfaßt das Unbedingte und Bedingte, Freiheit und Nothwendigkeit, Schöpfer und Geschöpf. Gott weiß sich im Verstande, und der Verstand weiß sich in Gott. Die Seele besitzt Sehergabe, da Gott in ihr die Figur der werdenden Zeit bildet. Das Gemüth ist der gemeinsame Grund, aus dem die verschiedenen Gestalten der Seele aufsteigen und in den sie wiederum niedersteigen. In ihm feiert der ganze Gott seine Offenbarung. Die Zustände der abgeschiedenen Seelen sind verschiedener Art. Nicht immer zerschneidet der Tod mit einem Male alle Beziehungen der Gestorbenen zur äußeren sichtbaren Welt. Nur jene Seelen, welche schon auf der Erde

durch Hingabe an das ewige Wort wiedergeboren werden, vergessen alle endlichen Beziehungen, alle bedingten Einzelnheiten, und erwarten still den Schluß der Weltgeschichte, welcher den Anfang und auch ihre Hüllen wiederum herstellt. Die Weltgeschichte zerfällt in drei Abschnitte. Der erste offenbart den Grimm des allmächtigen Vaters, der zweite die göttliche Liebe, der dritte vereinigt die Offenbarungen des göttlichen Zorns und der göttlichen Liebe.

Dieß sind einige Gedanken aus der in Rede stehenden Schrift; die eigenthümlicheren, deren sehr viele sich finden, lassen sich nicht hervorheben, weil sie nur im entwickelnden Zusammenhange verständlich sind. Man mag das Buch selbst lesen, das in einer Form sich bewegt, welche dem Wissenschaftlichen nicht als zu leicht, und dem Nichtwissenschaftlichen nicht als zu schwer erscheinen kann.

X.

16.

Das Schriftchen über die Gesichte Martins, des Landmanns zu Gallardon.

Wir machen die Leser dieser Blätter auf die in der Drechslerischen Buchhandlung zu Heilbronn erschienene kleine Schrift aufmerksam, betitelt:

„Die Gesichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und dessen Zukunft, im Jahre 1816 geschaut. Nach dem Französischen.“

Wegen des großen Vorraths von schätzbaren Beiträgen zu unseren Blättern, konnte dieser längere Aufsatz keine Stelle in gegenwärtigem Hefte finden, und doch glaubte man, diese merkwürdige Geschichte, welche einer unserer geschätztesten Mitarbeiter wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen hat, nicht länger zurückhalten zu dürfen, und wählte daher den Weg der einzelnen Bekanntmachung.

Im Jahre 1816 hörte und las man in Frankreich, besonders in der Hauptstadt und durch die Zeitungen, so viel von einem prophetischen Bauer, der zu Ludwig XVIII. gesandt worden sey, daß ein ungenannter Schriftsteller sich entschloß, die Nachrichten über ihn

und sein Auftreten bis an die Quelle zu verfolg
und die authentischen Ergebnisse noch in jenem Ja
in einer Schrift bekannt zu machen, welche 1820
Besançon neu aufgelegt und zum Besten der Arm
verkauft wurde, zwei Monate nach der Ermordu
des Herzogs von Berry. Der Titel ist: Relati
concernant les événemens qui sont arrivés à
laboureur de la Beauce dans les premiers mois
1816.

Von dieser Relation enthält nun jenes Schriftch
einen getreuen Auszug.

An der Begebenheit ist nicht zu zweifeln, und d
Zeit hat das, was Drohendes darin lag, und selb
im Jahre 1820 noch hinter dem Schleyer der Zukun
ruhte, nur allzusehr als wahr bestätigt. Wir empfehle
unsern Lesern die authentische Erzählung dieser in-
teressanten Begebenheit in jener kleinen Schrift.